1,70 DM / Band 29
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Necron - Legende des Bösen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 29

Necron – Legende des Bösen

Er lebte noch. Bruder Arnaud Leclerc verstand nicht, warum das so war. Er war auch nicht in der Lage, mehr als einen Gedanken an dieses Wunder zu verschwenden.

Er blutete aus zahllosen Wunden, seine Hände waren gefühllos und taub, und wo er entlangkroch, blieb eine glitzernde rote Spur auf dem Fels zurück. Er spürte nicht einmal mehr den Schmerz, der ihn nach seinem Erwachen schier in den Wahnsinn hatte treiben wollen. Jedes bißchen Kraft, das er noch hatte, galt der Aufgabe, weiterzukriechen, seinen geschundenen Leib Stück für Stück über den schwarzen Granit zu ziehen, immer weiter auf das Ziel zu, das irgendwo vor ihm lag. Das *Tor*…

Die Welt des Hexers

Das Labyrinth unter dem Pariser Hauptquartier der Tempelritter birgt zwei furchtbare Geheimnisse: Zum einen das Kristallhirn, der Schlüssel zum Transportsystem der GROSSEN ALTEN, den Toren. Zum anderen den Puppet-Master des Ordens. Sarim de Laurec, der seit den Geschehnissen um das Kristallgehirn apathisch vor sich hinvegetiert.

Erinnern wir uns: In Amsterdam brachte der Orden der Tempelritter das Hirn in seine Gewalt. Bei dem Versuch, sein Mysterium zu ergründen, fanden die Master, der innere Zirkel des Ordens, fast den Tod. Der verderbliche Einfluß des Kleinodes begann, die Seelen der Tempelritter in sich aufzunehmen – was nur durch das beherzte Eingreifen Sarim de Laurecs verhindert werden konnte, der das Kristallhirn mit seinem Schwert spaltete. Dabei jedoch drang ein winziger Splitter in seine Schläfe – und brachte den Ordensbruder in die Gewalt des Kristalls. De Laurec begann mit seinen mechanischen Puppen gegen die ärgsten Gegner der GROSSEN ALTEN vorzugehen: gegen Robert Craven und Howard Lovecraft. Nur die Macht des HEXERs konnte Howards Exekution verhindern und das Kristallhirn sowie Sarim de Laurec unter Kontrolle bringen. Doch für wie lange?

Nun scheint die Zeit des Wartens vorüber. Der Ritter, der de Laurec und den Kristall bewachen sollte, begeht einen unsinnigen Selbstmord, und bei der Wachablösung taucht plötzlich ein Mann mit einer gezackten Haarsträhne und Stockdegen auf und entführt den Puppet-Master und das Kristallhirn unter den Augen der Tempelritter.

Robert Craven? Alles deutet darauf hin.

Eilig unterrichtet der Meister des Ordens, Jean Balestrano, die Verbündeten in aller Welt vom Verrat des Hexers. Auch zu Necron schickt er durch ein Tor einen Abgesandten: Bruder Reynaud de Maizieres, der schon bei Cravens »Auftritt« zugegen war.

Sie erreichen Necrons Drachenburg gleichzeitig: de Maizieres und vier seiner Männer, und Robert Craven, der zusammen mit Shadow und Sitting Bull den gefahrvollen Weg zur Festung überwunden hat: eine Brücke, die nur existiert, wenn man an sie glaubt! Kurz vor dem Ziel jedoch fallen Necrons Wächterdämonen über die Freunde her – und de Maizieres, der die Vorgänge vom Eingang der Burg her verfolgt, eilt mit seinen Männern den Gefährten zu Hilfe. Zu spät erkennt er, wen er da gerettet hat: den Mann, der de Laurec und das Kristallhirn

raubte!

Haßerfüllt will er Craven töten – als ein Diener Necrons auftaucht und sie alle in die Burg bittet. Als de Maizieres sich widersetzt und Robert töten will, läßt Necrons Vasall ihn von der Brücke stürzen und seine Männer ermorden. Und führt den Hexer in die Höhle des Löwen...

* * *

»Wartet hier.« Der schwarzgekleidete Drachenkrieger machte eine bestimmende Bewegung mit der Linken, um seine Worte zu unterstreichen, wandte sich um und verschwand gebückt durch die niedrige Tür, die den Gang vor uns abschloß. Es war die einzige Tür dieses Ganges, die einzige Öffnung überhaupt, sah man von dem zerborstenen Loch ab, durch das wir das titanische Hauptgebäude der Burg betreten hatten. Das dumpfe Krachen, mit dem sie hinter ihm ins Schloß fiel, erinnerte mich an das Zuschlagen eines Sargdeckels.

Ich schauderte. Für einen kurzen Augenblick hatte ich das Gefühl, von den nachtschwarzen Wänden erdrückt zu werden. Selbst das zuckende rote Licht der Fackeln, die in regelmäßigen Abständen in Halterungen an den Wänden steckten, schien in dem schwarzen Granit zu versickern.

Ich versuchte die Vorstellung abzuschütteln, aber ich gehöre seit jeher zu jenen bedauernswerten Menschen, die mit einer lebhaften Phantasie geschlagen sind. Statt sich dorthin zu trollen, wo sie hergekommen waren, wurden die entsetzlichen Visionen eher schlimmer. Für ein paar Sekunden glaubte ich das Gewicht der zahllosen Tonnen Fels und Mauerwerk, die sich über unseren Köpfen türmten, beinahe körperlich zu fühlen.

Shadow bewegte sich unruhig neben mir. Auch das Gesicht der El-o-hym wirkte angespannt und verkrampft Mit ihren feinen, ungleich schärferen Sinnen mußte sie die dämonische Ausstrahlung dieser Alptraumburg weitaus stärker empfinden als ich. Für Shadow mußte der Weg, den wir innerhalb der letzten zehn Minuten zurückgelegt hatten, im wahrsten Sinne des Wortes die Hölle gewesen sein.

Sonderbarerweise tat der Gedanke fast wohl. Es hatte nichts mit Schadenfreude zu tun; nein – es tat einfach gut, zu wissen, daß ich mit meiner Angst nicht allein war. Und irgendwie machte es Shadow menschlicher, daß auch sie sich fürchtete.

Sie mußte meine Gefühle gespürt haben, denn genau in diesem Moment drehte sie sich halb zu mir herum und lächelte; ein sonderbar warmes, mitfühlendes Lächeln, das ihrem Engelsgesicht ein wenig von seiner sterilen Schönheit nahm und sie ein wenig verwundbarer, aber auch menschlicher erscheinen ließ. Sie sagte nichts, aber das war auch gar nicht nötig. Mit Ausnahme Priscyllas war Shadow vielleicht das einzige Wesen auf der Welt, mit dem ich mich auch ohne Worte verständigen konnte.

»Necron wußte die ganze Zeit, daß wir kommen, nicht wahr?« fragte ich.

Shadow nickte. »Gegen seinen Willen wären wir niemals hierhergekommen«, sagte sie.

Ihre Worte überraschten mich kein bißchen. Der Weg hierher, zu dieser bizarren Burg hinter dem Ende der Welt, war so mit Hindernissen und Fallen gespickt gewesen, daß alles Glück der Welt nicht ausgereicht hätte, ihn auch nur zur Hälfte zu bewältigen, ohne ein dutzend Mal umgebracht zu werden.

Aber die Erkenntnis ließ mich kalt; so wie alles andere.

Seit wir das Tor der Drachenburg durchschritten hatten, war eine sonderbare Veränderung mit mir vonstatten gegangen. Ich schien zweimal zu existieren: Es gab einen Robert Craven, der halb wahnsinnig vor Angst war und sich ebenso verzweifelt wie ergebnislos fragte, welcher Teufel ihn geritten haben mochte, freiwillig hierher zu kommen; eine Entscheidung, die etwa der gleichkam, freiwillig die Hand ins Maul eines mürrischen Haifisches zu legen und ihn am Gaumen zu kitzeln.

Aber es gab noch einen anderen Teil in mir, der alles, was bisher geschehen war – und alles, was noch geschehen mochte! –, mit beinahe stoischem Gleichmut betrachtete. Der Tod der fünf Tempelritter, unser eigenes Schicksal, das bevorstehende Treffen mit Necron und die einzig mögliche Konsequenz daraus – nämlich ein rasches, aber sicherlich höchst unerfreuliches Ende –, das alles ließ mich vollkommen unberührt.

Es gab nur noch einen einzigen Gedanken, der irgendwie von Bedeutung war – nämlich den, daß ich Priscylla wiedersehen würde.

Vielleicht würde ich danach sterben, aber wenn, dann hatte es sich gelohnt. Ich war in diesem Moment bereit, alles zu ertragen, was Necron mir antun konnte, wenn ich zuvor nur ein einziges Mal noch

Priscyllas Gesicht sah.

»Dieser Ort ist nicht gut«, sagte Sitting Bull halblaut. »Wir sollten nicht hier sein.«

Um ein Haar hätte ich gelacht. Aber dann begegnete ich Sitting Bulls Blick, und die spöttische Bemerkung, die mir auf den Lippen lag, blieb mir buchstäblich im Halse stecken. Es war Sitting Bulls Art, seine Gedanken knapp und präzise auszudrücken, ohne die ganz und gar überflüssigen Schnörkel, die wir sogenannten zivilisierten Menschen uns angewöhnt hatten. Und treffender als er konnte man unsere Lage wohl kaum beschreiben. So nickte ich nur, warf Shadow ein neuerliches nervöses Lächeln zu und versuchte mich auf unsere Umgebung zu konzentrieren.

Es gab nicht viel zu sehen. Der Gang, durch den uns der Drachenkrieger geleitet hatte, verlief fenster- und türlos dreißig, vierzig Schritt weit geradeaus und endete vor einem schmucklosen, aber äußerst massiven Tor. Er erinnerte mehr an einen aus dem Berg gehauenen Stollen als an einen von Menschenhand gebauten Gang, und vielleicht war es das auch, denn ein Gutteil der bizarren Burg schien direkt aus dem Fels herausgemeißelt zu sein. Möglicherweise befanden wir uns in Wahrheit schon tief unter der Erde statt auf dem Gipfel eines Berges.

Möglicherweise auch nicht einmal mehr in unserer Welt.

Ich hatte den Berg in seiner ganzen Größe gesehen. Er war ein Gigant, ein zyklopischer Kegel aus schwarz erstarrter Lava und Granit, eine, wenn nicht zwei Meilen hoch und mit Flanken, die wie glattpoliertes schwarzes Glas schimmerten. Hätte es diesen Berg irgendwo in den Weiten der Mojave-Wüste tatsächlich gegeben, wäre er kaum über Jahrtausende hinweg unentdeckt geblieben, Necrons Wahnsinnsschirm und all seinen Heimtücken zum Trotz.

Nein – ich war ziemlich sicher, daß diese Burg nicht in der Mojave-Wüste lag. Vielleicht begann der Weg zu ihr irgendwo in ihren hitzedurchglühten Weiten, aber das war auch alles.

Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angelangt war, beschloß ich, den Gedanken nicht weiter zu verfolgen. Es wäre müßig gewesen. Die Chance, lebend hier herauszukommen, stand ungefähr eine Million zu Null. Aber die Schätzung war eher zu optimistisch.

»Jemand kommt«, sagte Sitting Bull.

Ich schrak aus meinen Gedanken auf und lauschte. Natürlich hörte ich nichts, aber wenige Augenblicke später wurde die Tür unsanft aufgestoßen, und der Drachenkrieger kehrte zurück.

»Kommt.«

Wir gehorchten. Ohne ein weiteres Wort folgten wir dem schwarzgekleideten Killer.

Mein Herz begann schneller zu schlagen.

* * *

Sie waren zu fünft; den sterbenden Mann nicht mitgerechnet.

Und doch waren sie mehr. Fünf Männer, dachte Jean Balestrano schaudernd, fünf Männer, die, wären sie zusammen über einen der belebten Boulevards der Stadt gegangen, niemand aufgefallen wären, und doch stellten sie zusammen eine größere Macht dar als ein gewaltiges Heer.

Fünf Männer, von denen einer – er – die Macht hatte, mit einem Wort über das Schicksal eines Menschen, einer Stadt oder eines ganzen Landes zu entscheiden, und die vier anderen die Macht, seinen Befehl auszuführen. Ganz gleich, wie er gelautet hätte. Jean Balestrano schauderte, als er daran dachte, was diese vier Männer, die die schmale Pritsche mit dem Sterbenden umstanden, tun konnten.

Sie hatten es nie getan, und Gott gebe, daß sie es nie tun würden, aber allein der Gedanke ließ Jean Balestrano, oberster Befehlshaber und oberster Würdenträger der Tempelritter, frösteln. Die Macht eines einzigen dieser Männer reichte aus, die Welt aus den Angeln zu heben. Zusammen konnten sie vielleicht –

Ja, dachte er, kalt, gefühllos und ohne den entsetzten Schrecken, der allein den Gedanken hätte begleiten müssen, zusammen waren sie vielleicht stark genug, einen Gott zu stürzen.

Und vielleicht, fügte er mit einem raschen, angsterfüllten Gedanken hinzu, würden sie es sogar tun müssen. Schon sehr bald.

»Wieso lebt er noch?« fragte Hayworthy. Die Stimme des grauhaarigen Lords war ausdruckslos. Aber in seinen Augen stand ein tiefer, ungläubiger Schrecken, als er aufsah und seine Frage mit einem halb

fordernden, halb zweifelnden Blick in Balestranos Richtung unterstrich.

Jean Balestrano verscheuchte hastig die gotteslästerlichen Gedanken, die sich seiner bemächtigt hatten, straffte sichtlich die Schultern und trat zwischen Hayworthy und de la Croix hindurch an das schmale Bett, auf dem Bruder Leclerc lag.

Die Augen des Templers waren weit geöffnet, aber er sah Bruder Balestrano nicht. Sein Blick war verschleiert. Ab und zu zuckte sein Gesicht wie das eines Schlafenden, der einen üblen Traum erlitt. Sein Atem ging rasselnd und wurde von einem furchtbaren, keuchenden Geräusch begleitet.

Langsam ließ sich Jean Balestrano auf der Bettkante nieder, griff nach der Hand des Sterbenden und barg sie behutsam in der eigenen. Leclercs Haut war heiß und fühlte sich an wie Sandpapier. Ich habe kein Recht dazu, ihm das anzutun, dachte Balestrano matt. Niemand hat das Recht, einem Menschen einen würdevollen Tod vorzuenthalten.

Er hatte es getan.

Er mußte es.

»Er lebt nicht mehr«, sagte er schließlich. Er sah die anderen nicht an bei diesen Worten. »Nicht mehr wirklich. Sein Körper lebt noch. Sein Herz schlägt. Aber das ist auch alles.«

Hayworthy erbleichte, als er begriff, was Balestranos Worte bedeuteten. »Du hast ihn –

»Ich habe getan, was ich tun mußte«, unterbrach ihn Jean Balestrano; eine Spur härter, als vielleicht gut gewesen wäre. Er wußte, daß diesen Männern nichts entging. Ihre Sinne waren hundertmal schärfer als die anderer. Schon diese kleine Unsicherheit mochte ihnen mehr über seine wirklichen Gedanken und Gefühle verraten, als ihm recht sein konnte.

Gott im Himmel, dachte Balestrano entsetzt. Was ist das? Wieso habe ich Angst vor meinen eigenen Brüdern?

»Was ist geschehen?« fragte von Schmid leise. Wie immer klang die Stimme des Deutschen kalt und monoton. Balestrano fragte sich, ob der grauhaarige Mann, der nach dem Tode DeVries’ zum neuen Animal-Master des Ordens aufgerückt war, überhaupt zu echten

Gefühlen fähig war. Er hatte ihn niemals anders als ruhig und beherrscht erlebt, bis hin zur Grenze echter Kälte. Niemals in Gegenwart von Menschen, hieß das. Bei Tieren hingegen...

Von den vier Männern, die ihn und Leclerc umstanden, war es vielleicht Herzog Botho von Schmid, der Balestrano die größte Furcht einjagte.

Vielleicht nur, weil er ihn nicht verstand, als einzigen. Er begriff einfach nicht, wie ein Mann, der beim Anblick eines kranken Vogels Tränen in den Augen hatte, wie der gleiche Mann, der eine Woche lang nicht schlief und aß, um den gebrochenen Lauf einer Katze zu heilen, wie dieser Mann ohne eine Miene zu verziehen, einem Kind die Kehle durchschneiden konnte. Balestrano hatte beides mit eigenen Augen gesehen.

»Was ist geschehen, Bruder Jean?« wiederholte von Schmid, als Balestrano nicht antwortete. Er deutete auf den Sterbenden. »Welche Nachricht hat er gebracht, die so wichtig war, daß du ihm die Glückseligkeit vorenthältst?«

Balestrano registrierte den Tadel in der Stimme des Bruders sehr wohl, aber er tat so, als überhöre er ihn.

»Seht selbst«, sagte er matt.

Er stand auf, warf den vier Männern nacheinander einen ernsten Blick zu und trat zurück, als sie sich, einer nach dem anderen, zu Bruder Leclerc hinabbeugten und die Hände auf seine Stirn legten.

Eine Minute verging, dann eine zweite, und dann richteten sich die vier Master in einer einzigen, synchronen Bewegung wieder auf. Bruder Leclerc stöhnte ein letztes Mal, aber diesmal klang der Laut erleichtert. Seine Augen brachen.

Balestrano trat rasch an sein Lager, schloß die Lider und schlug das Kreuzzeichen auf seiner Stirn. Sein Blick begegnete dem von Schmids, als er aufsah. Der Animal-Master nickte fast unmerklich, als er die Frage in Balestranos Augen las. Er war es gewesen, der Leclerc von seinen Leiden erlöst hatte.

Balestrano war ihm dankbar dafür. Gleichzeitig fürchtete er sich fast noch mehr vor ihm, obwohl es nichts als ein Akt der Barmherzigkeit gewesen war.

»Deshalb also«, murmelte van Velden. Seine Stimme zitterte ganz

leicht.

»Deshalb«, bestätigte Balestrano. »Ihr wißt jetzt, warum ich euch gerufen habe.« Er lächelte, aber es wirkte traurig. »Glaubt mir, die Entscheidung ist mir nicht leichtgefallen. Aber die Gefahr ist größer, als ich glaubte.«

»Und wenn… wenn er sich getäuscht hat?« fragte Hayworthy stockend. Er deutete auf den Toten. »Wenn es nichts als die Phantasien eines sterbenden Mannes waren? Wenn ihm Schmerz und Furcht die Sinne verwirrt haben?«

»Unsinn«, sagte de la Croix leise. »Ich begreife deine Gefühle, Bruder Rupert, aber du weißt so gut wie ich, daß das, was wir gesehen haben, die Wahrheit war. Necron hat uns verraten.«

»Ja«, bestätigte Balestrano düster. »Nach allem, was geschehen ist, glaube ich sogar, daß er es war, der hinter dem Überfall Cravens stand.«

»Eine kühne Behauptung«, sagte von Schmid ruhig. »Du weißt, was sie bedeutet.«

»O ja, ich weiß, Bruder«, flüsterte Balestrano. »Aber es ist das einzige, was Sinn ergäbe. Robert Craven mag ein Mann mit geheimnisvollen Kräften sein, aber er ist jung und hat seine wahre Macht noch nicht einmal entdeckt. Er allein könnte mit dem Kristallhirn rein gar nichts anfangen. Im Gegenteil. Es würde ihn verderben, so wie es Bruder Sarim vernichtete, und er weiß es. Nur ein Magier von solcher Macht und Erfahrung wie Necron kann es wagen, sich der Kräfte des Kristallhirnes zu bedienen.«

»Und selbst wenn es anders wäre, müßte er für den Verrat bezahlen, den er an Bruder Reynaud und den anderen beging«, fügte van Velden heftig hinzu.

Balestrano schwieg. Der Desert-Master des Templer-Ordens war der Jüngste hier im Kreis; ein Mann von kaum vierzig Jahren, in dem noch das Feuer der Jugend brannte. Er hatte das Recht, zornig zu sein.

»Nehmen wir an, du hast recht, Bruder Jean«, sagte de la Croix. »Dann weißt du, was zu tun ist.«

Balestrano nickte. Die Bewegung kostete ihn unendliche Mühe. Er schwieg, und für endlose Sekunden tastete sein Blick noch einmal – und fast voller Angst – über die Gesichter der vier weißgekleideten

Männer vor ihm.

Botho von Schmid, der Animal-Master. Ein Killer, dachte Balestrano schaudernd. Ein Mann, der auf seine Art vielleicht schlimmer war als Necron.

Andre de la Croix, Storm-Master der Templer, ein Mann, der mit einer Bewegung des kleinen Fingers Länder verwüsten und Städte dem Erdboden gleichmachen konnte.

Nies van Velden, der Desert-Master, für das, was vor ihnen lag, vielleicht der wichtigste Mann, aber auch der unberechenbarste, denn er war das genaue Gegenteil von von Schmid. Es war möglich, daß er an sich selbst zerbrach, wenn er gezwungen war, zu töten.

Und Sir Rupert Hayworthy, jeder Zoll ein schottischer Edelmann, der in jedem, der ihn sah, das Bild eines gütigen alten Großvaters wachrief; ein Mann, der an einem lauen Frühlingsabend, eine Pfeife schmauchend, seine Enkelkinder auf dem Schoß schaukelte und ihnen Geschichten erzählte, während er mit der linken Hand die Katze streichelte. Der War-Master des Ordens. Vor vier Jahren war Jean Balestrano dabeigewesen, wie er ganz allein und mit einer klaffenden Wunde im Rücken vier der gefürchteten Ninja-Krieger des japanischen Kaisers getötet hatte.

Mit bloßen Händen.

Jean Balestrano schauderte. Herr im Himmel, dachte er, was geschieht, wenn diese vier Männer ihre geistige Macht verschmelzen und zu einer Einheit werden?

Und doch waren es seine nächsten Worte, die ganz genau dies bewirkten, und er wußte es.

»Es gibt keine andere Wahl, Brüder«, sagte er sehr leise. »Necron muß sterben. Unten in den Katakomben stehen fünfhundert unserer besten Krieger bereit, seine Burg zu stürmen. Ich selbst werde den Angriff leiten.« Er zögerte einen winzigen Moment, ehe er hinzufügte: »Ich und ihr.«

Keiner der vier Männer zeigte auch nur die Spur eines Schreckens. Sie alle hatten gewußt, was geschehen würde, im gleichen Moment, in dem sie mit dem Geist des sterbenden Kriegers verschmolzen und durch seine Augen gesehen hatten, was vor den Toren der Drachenburg geschehen war.

»Wann?« fragte von Schmid schließlich.

Jean Balestrano atmete hörbar ein.

»Jetzt«, sagte er.

* * *

Er hatte sich nicht verändert.

Ich hatte vergessen, wie häßlich Necron war.

Das hieß – häßlich war vielleicht nicht einmal das richtige Wort. Necron war nicht wirklich häßlich, nicht abstoßend in körperlichem Sinne oder irgendwie entstellt. Er war ein alter, ein uralter Mann sogar, gebeugt von den zahllosen Jahren, die er wider aller Natur gelebt hatte, mit einem Gesicht wie aus rissigem Leder, grauen, stechenden Augen und einem Mund, der wie eine geschlitzte Narbe aussah, Lippen aus gerissenem Pergament ohne Blut, Hände, die so dürr waren, daß sich die Haut direkt über den Knochen zu spannen schien, und die vielmehr wie gräßliche Raubvogelkrallen aussahen denn wie menschliche Hände.

Und doch war es nicht das, was mich abstieß.

Necron war böse.

Ich hatte die wirkliche Bedeutung dieses Wortes niemals begriffen, bis zu diesem Augenblick.

Niemand hatte das, der nicht Necron selbst gegenübergestanden hat. Er war nicht schlecht, nicht mordlustig und gemein und heimtückisch und sadistisch, nichts von all den Schimpfworten und Verwünschungen, mit denen ich ihn im Laufe des letzten Jahres in Gedanken bedacht hatte. Er war nur böse: Kein Mensch, sondern ein finsteres, dräuendes Ding, das nur in eine menschliche Gestalt geschlüpft war. Jegliches Gefühl, selbst Haß und Bosheit und Wut, mußten dieser Kreatur abgehen. Wenn es so etwas wie den Teufel in Person gab, dann stand ich ihm in diesem Moment gegenüber.

Ich hatte nicht einmal Angst. Aber das hatte nichts mit Tapferkeit zu tun. Ich war nicht mehr fähig, Angst zu empfinden; geschweige denn irgendein anderes Gefühl.

»Nun, Robert Craven?« sagte Necron leise. »Bist du zufrieden mit dem,

was du siehst?« Er lachte; ein Laut, als würden kleine Glassplitter tief in seiner Kehle zermahlen.

Ich versuchte zu antworten, aber ich konnte es nicht. Necrons Nähe lähmte mich. Irgend etwas von ihm, ein Teil seiner finsteren Ausstrahlung, legte sich wie ein lähmender Mantel um meine Gedanken. Mein Wille war ausgeschaltet.

Necron beugte sich vor, starrte erst mich, dann Shadow und schließlich Sitting Bull an. Ein häßliches, durch und durch böses Grinsen verzerrte seine blutleeren Lippen.

»Beeindruckend«, sagte er. »Überaus beeindruckend. Ein kleiner Zauberlehrling, ein alter Medizinmann und – Er stockte einen ganz kleinen Moment und warf Shadow einen Blick zu, den ich beim besten Willen nicht zu deuten imstande war. » eine leibhaftige El-o-hym. Ich wußte gar nicht, daß es euch noch gibt.« Er richtete sich ein wenig auf. Das dunkelgrüne, mit barbarischen Stick-Ornamenten versehene Gewand, das er trug, raschelte wie getrocknete Haut. »Wo kommst du her, El-o-hym?« fragte er. »Oder ist es dir lieber, wenn ich dich bei deinem richtigen Namen nenne, Ur-«

»Mein Name ist Shadow«, unterbrach ihn Shadow, zwar kalt und mit bewußt hochmütiger Stimme, aber doch eine Spur zu hastig, um den Schrecken zu verbergen, den sie bei Necrons Worten empfunden hatte. »Ich heiße Shadow. Zumindest ist das der Name, den ich hier trage.«

Necrons linke Augenbraue rutschte ein Stück seine Stirn hinauf. Aber zu meiner – und wohl auch Shadows – Verwunderung ging er nicht weiter auf dieses Thema ein, sondern wandte sich nach kurzem Zögern wieder an mich.

»Verzeihen Sie, wenn ich alle Regeln der Höflichkeit vergaß, mein lieber Freund«, sagte er. »Ich heiße Sie und Ihre Begleiter in meinem bescheidenen Heim willkommen. Ich liebe Gäste, müssen Sie wissen. Sie kommen zwar unangemeldet, aber nicht unerwartet.« Er lächelte dünn, stand mit einer erstaunlich kraftvollen Bewegung auf und sprang von seinem Stuhl herunter.

Erst jetzt sah ich, daß es in Wahrheit eher ein Thron war – ein gewaltiges, barbarisches Möbel, das zur Gänze aus Knochen und schimmerndem Bein gefertigt war. Da und dort glaubte ich einen menschlichen Totenschädel zu erkennen, aber auch die Knochen von Tieren und...

Und ein paar andere Dinge, die ich mir lieber nicht näher besah.

Necron trat ganz dicht auf mich zu und starrte mich an. Wieder fiel mir auf, wie klein er war. Er mußte den Kopf in den Nacken legen, um mir in die Augen blicken zu können – was allerdings rein gar nichts an der Tatsache änderte, daß ich es war, der sich unter seinem Blick klein und hilflos vorkam.

In Necrons Augen blitzte es amüsiert. »Ich weiß, was Sie jetzt denken, mein lieber Craven«, sagte er. Er kicherte. »O ja. Sie fragen sich, warum Sie nicht die Gelegenheit nutzen, mich zu töten, wo ich doch schon einmal so dicht vor Ihnen stehe.«

»Ich hätte es etwas weniger gepflegt ausgedrückt«, antwortete ich kalt. »Aber Sie treffen den Kern der Sache, ja.«

Necron lachte. »Aber mein lieber Robert«, sagte er. »Ich bitte Sie, keine Beleidigungen. Ich weiß, daß Sie mich hassen, aber Sie tun mir Unrecht, glauben Sie mir. Wenn ich Ihnen wirklich nach dem Leben trachtete, wären Sie schon lange tot. Oder bilden Sie sich wirklich ein, Sie hätten meine Burg betreten können, gegen meinen Willen?« Er schüttelte den Kopf, fuhr sich mit der Rechten über den dünnen Spitzbart und sah abermals zu Shadow hinüber.

»Sie verwirren mich, meine Liebe«, gestand er. »Mit Mister Craven habe ich gerechnet; ich muß sogar gestehen, daß ich allmählich ungeduldig zu werden begann. Ich habe auch erwartet, daß er sich gewisser… Hilfe versichern würde, ehe er hierherkam.« Dabei warf er einen raschen, abfälligen Blick auf Sitting Bull. »Aber eine El-o-hym…« Er schüttelte den Kopf. »Was fange ich nun mit Ihnen an? Lasse ich Sie hier, stellen Sie einen Unsicherheitsfaktor in nicht mehr akzeptabler Größenordnung dar, was meine späteren Pläne betrifft. Andererseits, töte ich Sie, würde ich mir den Zorn Ihres Herrn und Meisters zuziehen. Ein großes Problem, vor das Sie mich da stellen, meine liebe Shadow.«

»Verdammt, hör auf, hier den Narren zu spielen!« fauchte ich. Meine Hände zuckten, und ich beschäftigte mich im Moment in der Tat mit den Überlegungen, die mir Necron unterstellt hatte – nämlich denen, warum ich ihm nicht schlichtweg den dürren Hals herumdrehte.

Necron starrte mich kalt an. »Wie Sie wollen, Robert«, sagte er. »Vielleicht haben Sie recht – es ist schon zu viel Zeit vergeudet worden. Ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen.«

»Ein Geschäft?« wiederholte ich. »In Ordnung. Wieviel muß ich zahlen, damit Sie sich freiwillig vom höchsten Turm dieser Burg

stürzen? Nennen Sie Ihren Preis. Keine Hemmungen. Ich bin reich.«

Necron lachte nicht. Seine Rechte ballte sich in einer blitzartigen, zornigen Bewegung zur Faust, aber das war auch die ganze Reaktion auf meine Worte.

»Reich?« wiederholte er, auf eine Art, die mir ganz und gar nicht gefiel. »Möglich. Ja, sicher, nach den Maßstäben Ihrer sogenannten Zivilisation sind Sie ein vermögender Mann. Und doch gibt es etwas, das Sie sich mit all Ihrem Geld nicht kaufen konnten, nicht wahr?« Er lachte häßlich. »Etwas, das ich besitze. Und das zu holen Sie hergekommen sind.«

Ich starrte ihn an, preßte die Kiefer so fest aufeinander, daß es schmerzte, und verwarf den Gedanken, ihm den Hals umzudrehen. Das wäre viel zu schnell gegangen.

»Ich gebe es Ihnen«, sagte Necron plötzlich. »Sie sind hier, um Ihre Braut zu holen, nicht wahr? Gut – Sie sollen sie haben. Folgen Sie mir.«

Und damit wandte er sich um und ging ohne ein weiteres Wort zu einer schmalen Tür in der Südwand des Zimmers. Er überzeugte sich nicht einmal davon, ob ich ihm wirklich folgte.

Es war auch nicht nötig.

* * *

In der hitzeflimmernden Luft schienen die Gestalten der Männer zu verschwimmen. Ein tiefer, an- und abschwellender Ton lag in der Luft, der dumpfe Herzschlag einer so großen Menschenmenge, zusammengesetzt aus Tausenden einzeln nicht wahrnehmbarer Laute; da und dort ein helles Klirren, wenn Metall gegen Stein traf, das Rascheln von Stoff, mit dem der Wind spielte, Sand, der gegen die Zeltbahnen geworfen wurde.

Jean Balestrano hörte nichts von alledem.

Sein Blick war nach Osten gerichtet, auf die endlose Stein- und Sandeinöde der Mojave, die sich irgendwo zwischen dem Berg und dem Horizont in silbernen Spiegelungen und tanzender Weite verlor. Sein Herz schlug sehr langsam und schwer, und seine Lippen waren trocken, obgleich er vor Augenblicken erst getrunken hatte.

Seit einer Stunde war er hier, als letzter der fünfhundertundfünf Männer, die den Weg durch das Nichts angetreten und im Bruchteil einer Sekunde von Paris hierher an die Grenze der Mojave-Wüste gelangt waren. Bis zur letzten Sekunde hatten von Schmid, Hayworthy, de la Croix und van Velden versucht, ihn davon abzubringen, aber er hatte keines ihrer Argumente – obwohl manche von ihnen sehr gut gewesen waren – gelten lassen, sondern darauf bestanden, das Heer zu begleiten.

Vielleicht hatte er sich damit selbst zum Tode verurteilt, wie jeden einzelnen dieser fünfhundert Krieger. Aber das nahm er in Kauf. Er mußte hier sein, nicht um den Angriff zu leiten – das konnte Hayworthy tausendmal besser als er –, sondern um auf ihn und die drei anderen Master achtzugeben.

Balestrano fragte sich, ob die vier Männer wohl wußten, daß er sie fast ebenso fürchtete wie den Mann, den zu vernichten sie hergekommen waren. Von Schmid, dachte er. Ja. Der deutsche Herzog würde es wissen. Allein, weil er selbst so zu denken gewohnt war. Von Schmid traute keinem menschlichen Wesen, nicht einmal sich selbst.

Das Geräusch der Zeltplane schreckte ihn aus seinen Überlegungen hoch. Balestrano drehte sich herum und erkannte van Velden, der hinter ihm aus dem Zelt getreten war. Er lächelte. Der Desert-Master erwiderte sein Lächeln, aber es war nicht ganz echt. Van Velden war auf sonderbare Weise verändert, seit sie aus dem Tor getreten und hierhergekommen waren. Die Wüste war sein Element, etwas, das er so gut kannte wie vielleicht kein anderer lebender Mensch auf der Welt. Aber Balestrano spürte ganz deutlich, daß er Angst vor ihr hatte! Vielleicht gerade, weil er sie so gut kannte.

»Es ist alles bereit, Bruder Jean«, sagte van Velden leise.

Balestrano nickte, schwieg aber. Van Velden war nicht gekommen, um ihm das zu sagen, was er selbst schon wußte.

»Sobald die Sonne untergeht, marschieren wir los«, fuhr der Flame fort. Er trat einen weiteren Schritt auf Balestrano zu und blickte aus eng zusammengekniffenen Augen an ihm vorbei auf das Meer aus sandfarbenen Zelten herab. Trotz der vorgerückten Stunde kochte die Luft über der Wüste noch immer vor Hitze. Die Männer in ihren silberrotweißen Uniformen sahen aus wie buntgescheckte Fische, die in bewegtem Wasser auf und ab hüpften.

Balestrano verspürte ein rasches, sonderbares Gefühl von Macht, als er

auf das Heerlager und die kleine Armee hinabblickte. Aber er hatte sich gut genug in der Gewalt, das Gefühl zu verscheuchen.

»Du bist noch immer der Meinung, daß es ein Fehler war, das Heer schon jetzt hierher zu bringen, Bruder?« fragte er leise. Ganz bewußt baute er van Velden damit eine Brücke, die der Flame auch sofort betrat. Schließlich war er aus keinem anderen Grund hier herausgekommen, als mit ihm zu reden.

»Ich bin es«, bestätigte van Velden heftig. »Du kennst die Wüste nicht, Bruder Jean.«

»Nein«, gestand Balestrano lächelnd. »Aus diesem Grunde bist du hier.«

»Dann solltest du auch auf meinen Rat hören«, sagte van Velden, beinahe zornig. »Glaube mir, Bruder, die Wüste ist nicht einfach nur ein Stück leerer Erde, auf dem zufällig Sand liegt. Das haben schon viele geglaubt. Die meisten von ihnen sind jetzt tot.«

»Was ist sie dann?« fragte Balestrano leise.

Van Velden schnaubte. »Sie ist ein Ungeheuer, Bruder«, sagte er heftig. »Eine, Bestie, wie du sie dir schlimmer nicht vorstellen kannst. Sie wird jeden einzelnen dieser Männer verschlingen, wenn du sie hineinschickst. Sie wartet nur auf uns.«

Balestrano schwieg einen Moment. Wieder glitt sein Blick nach Osten, in die Wüste hinein. Der Anblick berührte ihn sonderbar. Er sah nichts, nichts außer einer gewaltigen, sinnverwirrenden Leere, die ihn schwindeln ließ, weil sein Blick nirgendwo einen Punkt fand, an dem er rasten konnte.

»Du sprichst von ihr, als würde sie leben, Bruder«, sagte er leise.

»Das tut sie auch!« antwortete van Velden hitzig.

»Aber du sprichst in einem Ton von ihr, in dem man über einen Feind spricht«, fuhr Balestrano fort. »Du beherrschst sie doch.«

»Beherrschen?« Van Velden schrie fast. »O nein, Bruder. Ich hasse sie. Und ich fürchte sie wie die Pest. Gerade weil ich sie kenne. Du hast recht, Bruder Jean – die Wüste lebt. Sie ist ein Ungeheuer, eine blutrünstige Bestie, die sich unter dem Mantel von Stille und Leblosigkeit verbirgt. Aber in Wahrheit ist sie ein Monstrum.«

»Und was hätten wir tun sollen?« fragte Balestrano, nun schon in einem schärferen, ungeduldigen Tonfall.

»Was ich gesagt habe!« antwortete van Velden heftig. »Die Männer in Paris zurücklassen und erst holen, wenn ich einen Weg gefunden habe, die Wüste zu durchqueren. Es ist Mord, auf gut Glück mit einem Heer in die Mojave zu marschieren!«

»Wir marschieren nicht auf gut Glück los«, sagte Balestrano tadelnd. »Das weißt du. Und wir konnten die Männer nicht zurücklassen. Sobald Necron merkt, daß wir hier sind, wird er das Tor verschließen – oder in eine Falle umwandeln.«

»Dann gib mir wenigstens einen Tag!« sagte van Velden. »Bleib mit den anderen hier, bis ich zurück bin. Ich werde einen Weg finden. Ich allein habe eine hundertmal bessere Chance –

» getötet zu werden?« unterbrach ihn Balestrano. Er schüttelte den Kopf. »Nein, Bruder Nies. Ich verstehe und ehre deine Beweggründe, aber wir marschieren gemeinsam. Du bist vielleicht der wichtigste Mann überhaupt bei dem, was wir tun müssen. Ich kann es mir nicht leisten, dich zu gefährden.«

»Auch nicht, wenn das Leben von fünfhundert unserer Brüder auf dem Spiel steht?« fragte van Velden.

»Nicht einmal, wenn es fünftausend wären«, antwortete Balestrano. »Wenn wir diesen Krieg verlieren, Bruder Nies, dann steht vielleicht mehr auf dem Spiel als nur unser Leben oder die Existenz des Ordens.«

Er sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig.

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Nies van Velden um und verschwand wieder im Zelt.

Balestrano blickte ihm nach, sehr ernst, voller Sorge, ja, beinahe Angst. Tergard, dachte er. DeVries. Sarim de Laurec... Wer würde der nächste sein?

* * *

Die Halle war gigantisch. Ihre Decke, spitz zulaufend wie das Dach einer gotischen Kathedrale, bildete hundert, hundertfünfzig Fuß über unseren Köpfen ein steinernes Dach, und in zwei der vier Wände gab

es sogar Fenster, aber irgend etwas Düsteres, Unsichtbares war in der Luft, was das hereinfallende Licht schon nach wenigen Yards aufsaugte, so daß auch hier Fackeln und lodernde Kohlebecken für eine unheimliche, düster-rote Beleuchtung sorgten.

Und in der Mitte der Halle stand… ja, was eigentlich?

Das Gebilde sah aus wie ein ins Absurde vergrößerter Altar, ein schwarzer Monolith aus lichtschluckendem Stein, so groß, daß ein gutes Dutzend Stufen zu seiner rechteckigen Plattform hinaufführten. Darauf errichtet war eine Art steinerner Baldachin, getragen von vier gewaltigen schwarzen Säulen, die auf widerwärtige Weise zu leben schienen, denn irgend etwas auf oder besser gesagt unter ihrer Oberfläche zuckte und bebte ununterbrochen. Für einen kurzen Moment glaubte ich Gesichter zu erkennen, menschliche Gesichter, zu schrecklichen Grimassen verzerrt.

Ich sah mit einem Ruck weg und konzentrierte mich ganz auf das, was zwischen den lebenden Steinsäulen aufgebaut war.

Eine Sekunde später schon bedauerte ich diesen Entschluß.

So gräßlich die lebenden Pfeiler gewesen sein mochten, das, worauf Necron jetzt mit einem kalten Lächeln deutete, war schlimmer.

Es waren Särge.

Zwei Yards lange Särge, auf mattschwarzen Sockeln stehend und aus einem sonderbar glitzernden, nicht ganz durchsichtigen Glas gefertigt, so daß ich die nackten Körper der beiden Menschen, die darin aufgebahrt lagen, nur als verschwommene Schemen erkennen konnte.

Es waren ein Mann und eine Frau.

Für einen Moment konzentrierte ich mich darauf, das blasse Jungengesicht des Mannes anzustarren, der in dem linken der beiden Särge lag. Ich hatte Angst, den Verstand zu verlieren, wenn ich in den anderen blickte.

Es war Shannon. Jetzt, ohne die barbarischen Kleider der Drachenkrieger, ohne seine Waffen, ohne das freundliche Lächeln, das immer in seinen Augen gestanden hatte, schlafend und reglos, sah er noch jünger und verwundbarer aus als sonst. Kein Mann, sondern ein zu groß gewachsener Knabe mit einem sonderbar weichen Zug um den Mund, der trotzdem irgendwie männlich wirkte.

Dann waren meine Kräfte erschöpft, ich konnte einfach nicht mehr, und mein Blick wandte sich gegen meinen eigenen Willen dem zweiten Glassarg zu.

Auf den blauen Samtkissen, mit denen er ausgeschlagen war, lag eine Frau.

Ein Mädchen.

Schlank, beinahe knabenhaft gewachsen, dunkelhaarig, mit einem schmalen, nicht mehr ganz kindlichen, aber auch noch nicht ganz fraulichen Gesicht. Priscylla.

Priscylla.

Der Schock, auf den ich wartete, das Entsetzen, die Freude, Furcht, Haß, Erleichterung – was immer jetzt hätte kommen müssen, es kam nicht. Ich fühlte... nichts.

Überhaupt nichts.

Beinahe blicklos starrte ich auf die wie tot daliegende Gestalt Priscyllas herab, aber in mir war nichts. Nur eine unglaubliche, saugende Leere.

Dann fing ich einen Blick Shadows auf, und als ich in ihre Augen sah, begriff ich, daß sie es war, die mich schützte. Ihre geistige Macht, die mein Unterbewußtsein daran hinderte, mich schlichtweg in den Wahnsinn zu treiben. Ich war ihr dankbar dafür in diesem Moment.

»Warum... zeigen Sie mir das?« fragte ich mühsam. Meine Zunge war so trocken, daß ich kaum sprechen konnte. Irgend etwas würde geschehen, gleich, das spürte ich. Etwas Schreckliches. Gott, wie lange konnte ich diesen Druck noch ertragen? Wie lange würde mich Shadow noch vor mir selbst schützen können?

»Vielleicht, um genau die Reaktion zu sehen, die Sie mir jetzt bieten, mein lieber Robert«, antwortete Necron. Dann machte er eine rasche, bestimmende Handbewegung und fuhr mit veränderter, deutlich kälterer Stimme fort: »Zur Sache. Ich biete Ihnen ein Geschäft an. Ihnen, Craven, und Ihnen, Shadow.«

»Ein Geschäft?« fragte Shadow rasch, ehe ich irgend etwas äußern konnte, was mir später leid tun würde. »Ich wüßte nicht, was Sie uns zu bieten hätten. Oder umgekehrt wir Ihnen.«

»Frieden«, sagte Necron einfach.

Shadow blinzelte. »Frieden?«

»Ist das so lächerlich, meine Liebe?« fragte Necron ernst. Er seufzte, schüttelte den Kopf und ließ sich mit einer lässigen Bewegung auf die Kante von Shannons Glassarg sinken. Der Blick, mit dem er Shadow und mich abwechselnd maß, wirkte beinahe ehrlich.

»Schauen Sie, Sie sind hierhergekommen, um dieses Mädchen zu befreien, und vielleicht, um mich zu töten.« Er sah mich fragend an, bekam aber keine Antwort. »Aber warum wollen Sie das tun?« fuhr er fort

»Warum?« wiederholte ich verwirrt.

Necron nickte. »Warum«, bestätigte er. »Ich meine es ernst. Wir beide haben Fehler gemacht, Robert – ich, daß ich versuchte, Sie für die Verbrechen Ihres Vaters verantwortlich zu machen. Es war dumm, Shannon auf Ihre Spur zu setzen, und es war ein vielleicht unverzeihlicher Fehler, Sie anzugreifen und dieses Mädchen zu entführen, nur aus billigem Rachedurst heraus. Ich gebe es zu.« Er lächelte. »Es hat mir nichts genutzt, aber es hat Sie dazu gebracht, Ihren kleinen Privatkrieg gegen mich anzuzetteln. Ich gestehe, daß Sie mir eine Menge Ärger gemacht haben, Robert.«

»Und jetzt?« fragte ich böse.

»Jetzt sind Sie in meiner Gewalt«, sagte Necron freundlich. »Ich könnte Sie töten. Aber das wäre dumm. Dumm und nutzlos. Außerdem wäre es eine Verschwendung. Sie sind ein begabter junger Mann, Robert.«

»Stehen Sie auf, und ich zeige Ihnen, wie begabt!« fauchte ich.

Necron seufzte. »Sehen Sie, Robert, genau das habe ich gemeint. Wir beide, Sie und ich – und diese reizende El-o-hym –, wir verschwenden unsere Kräfte dabei, uns gegenseitig zu bekriegen. Ich will Sie nicht töten. Ich will Sie kaufen.«

»Sie –

»Antworten Sie nicht, ehe Sie mein Angebot gehört haben«, sagte Necron rasch. »Und erzählen Sie bitte keinen Unsinn von wegen Ehre und Prinzipien. Jeder Mensch ist käuflich. Ich biete Ihnen das Leben. Ein Leben an der Seite Ihrer Braut, ein Leben in Wohlstand und

Sicherheit. Unsterblichkeit – nach menschlichen Maßstäben zumindest. Und größere Macht, als Sie sich jemals erträumt haben.«

»Sie sind vollkommen verrückt«, murmelte ich. »Ein Leben als Ihr Vasall, Necron? Als Diener der GROSSEN ALTEN?«

»Als Diener der GROSSEN ALTEN, ja«, bestätigte Necron. »Als mein Vasall nicht. Als mein Verbündeter. Was ist so schlecht daran, in meinen Diensten zu stehen? Ich werde nichts von Ihnen verlangen, was Ihrer albernen Menschlichkeit zuwiderläuft. Ich werde nicht von Ihnen verlangen, jemanden zu töten oder auch nur irgendeinem Wesen ein Leid oder Unrecht zuzufügen. Und was ist so schlimm an den GROSSEN ALTEN?« Er beugte sich ein wenig vor. Seine Augen wurden schmal. »Sind Sie Christ, Robert?« fragte er.

Ich nickte.

»Ein gläubiger Christ?«

»Wenn Sie damit meinen, ob ich in die Kirche gehe – nein«, antwortete ich. »Aber ich habe meinen Glauben.«

»Den Glauben an einen Gott, den Sie niemals gesehen haben und dessen Wirken Sie nicht einmal erahnen können«, fuhr Necron fort. »Den Glauben an einen Gott, der hart und teilnahmslos ist. Ich könnte Sie jetzt töten, Robert. Sie hätten draußen in der Wüste jämmerlich verdursten können, und Ihr Gott hätte keinen Finger gerührt, Sie zu retten. Ich biete Ihnen etwas anderes. Ich biete Ihnen einen Gott, den Sie sehen können. Einen Gott, dem Sie gegenüberstehen werden, mit dem Sie reden – und der Ihnen antworten wird! Er verlangt keine Gegenleistung dafür, Robert. Sie brauchen nichts zu tun, sich seine Gunst zu erkaufen. Alles, was wir verlangen, ist Ihr Stillhalten.«

»Mehr nicht?« fragte ich höhnisch.

»Mehr nicht«, bestätigte Necron. »Hören Sie auf, uns zu bekämpfen.«

»Er lügt«, sagte Sitting Bull ruhig.

Necrons Kopf flog mit einem Ruck herum. Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht vor Haß, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Aber Sitting Bulls Worte wären nicht einmal nötig gewesen, mich den Fehler in Necrons Spinnennetz erkennen zu lassen.

»Wenn das alles ist, warum bringen Sie mich dann nicht einfach um, Necron?« fragte ich ruhig.

Necron starrte mich wütend an. Dann nickte er. »Gut«, sagte er zornig. »Das ist nicht alles. Sie haben recht, Robert – es gibt ein paar Dinge, zu denen ich Ihre Hilfe brauche. Jetzt noch nicht. Vielleicht wird es fünfzig Jahre dauern, bis Sie Ihre Kräfte so weit entwickelt haben, um mir wirklich von Nutzen sein zu können. Vielleicht hundert. Vielleicht nie. Aber bis es soweit ist, biete ich Ihnen ein Leben in Glück und Sicherheit. Überlegen Sie sich Ihre Antwort gut, Robert. Ein Menschenleben voller Glück ist mehr, als die meisten anderen bekommen.« Er lächelte dünn. »Und wenn es an der Zeit ist, können Sie sich immer noch überlegen, ob Sie nicht doch lieber die Seiten wechseln wollen«, fügte er hinzu.

»Wenn er dich einmal in seinen Klauen hat, bist du verloren, Robert«, sagte Shadow ruhig.

Diesmal antwortete Necron nicht.

Aber er tat etwas anderes.

Er stand auf, wandte sich mit einem Ruck um und streckte beide Hände über den Glassarg mit Priscyllas Körper aus. Etwas wie silberner Staub rieselte zwischen seinen Fingern hervor, berührte das matte Glas und durchdrang es.

Und eine halbe Minute später schlug das Mädchen, das bisher wie tot darin gelegen hatte, die Augen auf.

* * *

Mit der Dämmerung war Wind aufgekommen; eine sanfte, aber beständig wehende Böe, die Sand und feinen Staub herantrug und die Luft mit einem unheimlichen, an- und abschwellenden Rascheln und Raunen erfüllte, wie das Geräusch zahlloser horniger Käferbeine, die sich aneinanderrieben.

Die Männer hatten ihre Schilde von den Rücken gelöst und vor die Gesichter erhoben, damit ihnen der Sand nicht vollends die Sicht nahm, aber sie kamen trotzdem nicht gut voran. Der Sand war hier so fein, daß sie bei jedem Schritt bis über die Waden in den Boden einsanken, und ein- oder zweimal waren Männer bereits in Treibsand geraten und nur im letzten Moment von ihren Kameraden gerettet worden.

Sie waren seit einer Stunde unterwegs, aber sie hatten seither nicht

viel mehr als eine, allerhöchstens zwei Meilen zurückgelegt. Und wie es aussah, würde das Tempo ihres Vorwärtskommens eher noch sinken, denn der Sturm nahm zu, und mit der Dunkelheit war auch Kälte gekommen, die die von der Hitze des Tages ausgelaugten Männer zusätzlich schwächte.

De la Croix hatte sich angeboten, den Wind zu beruhigen, aber Balestrano hatte es ihm verboten, obgleich es sicher eine große Erleichterung für die Krieger gewesen wäre. Aber er spürte irgendwie, daß es ein Fehler wäre, die Macht der vier Master schon jetzt durchzusetzen. Wenn sie überhaupt eine Chance haben wollten, die Drachenburg Necrons lebend zu erreichen, dann nur, wenn sie ihre wahre Stärke verbargen.

Und es mochte sein, daß sie jedes bißchen Kraft, das sie hatten, noch dringend nötig brauchen würden.

Er zwang sich mit aller Macht, an etwas anderes zu denken, senkte den schweren hölzernen Schild ein wenig und hielt über seinen Rand hinweg nach von Schmid und den drei anderen Mastern Ausschau. Sie gingen nur wenige Schritte vor ihm, gegen seinen Befehl, aber ganz so, wie er erwartet hatte. Nicht einmal die scheinbar zufällige Formation, in der sie sich bewegten, war wirklich zufällig. Balestrano hatte darauf bestanden, nicht anders als der geringste seiner Männer behandelt zu werden, aber natürlich waren solche Forderungen nichts als leere Gesten; obgleich ernst gemeint, nicht durchführbar. Von Schmid, de la Croix, van Velden und Hayworthy hätten ihr Leben geopfert, um das seine zu schützen.

So wie die dreißig Krieger, die Hayworthy zu Balestranos persönlichem Schutz ausgewählt hatte. Die Besten der Besten.

Und trotzdem fühlte sich Jean Balestrano mit jedem Schritt, den sie weiter nach Osten gingen und tiefer in die Wüste eindrangen, unsicher. Es war keine Angst vor dem Tod oder den namenlosen Schrecken, die Necron für sie bereithalten mochte, sondern eine völlig neue, gestaltlose Art von Furcht, die mit dem Wind herantrieb, sich auf dürren Spinnenbeinen in seine Seele schlich und sie vergiftete. Gegen die er wehrlos war.

Er war nicht einmal sicher, ob sie es wirklich mit Necron zu tun hatten. Vielleicht war es einfach die Angst vor der Wüste, von der van Velden ihm erzählt hatte.

Ein gellender Schrei wehte von der Spitze der Kolonne heran, seltsam

dünn und weit entfernt in der klaren Nachtluft, bis er mit erschreckender Plötzlichkeit abbrach.

Die Stille, die ihm folgte, war beinahe noch schrecklicher.

Aber sie währte nur eine Sekunde. Dann begann eine zweite Stimme zu schreien, gleich darauf eine dritte, vierte.

Balestrano ließ mit einem Ruck seinen Schild sinken. Die Kolonne war zum Stehen gekommen, und irgendwo weiter vorne, verborgen hinter den Schatten der Nacht, bewegten sich Körper, harte Stiefelsohlen trampelten über den Sand, Männer riefen aufgeregt durcheinander, Metall klirrte. Und dazwischen gellten immer noch diese entsetzlichen Schreie.

Eine Gestalt vertrat ihm den Weg, als er aus der geordneten Formation der Kolonne ausschwenken und nach vorne laufen wollte. Es war von Schmid. »Bleib hier, Bruder«, sagte er hastig. »Bruder Rupert und Bruder Nies sind vorausgegangen.«

Balestrano wollte den Herzog einfach aus dem Wege schieben, aber von Schmid stand wie ein Fels da. Er wirkte sehr entschlossen. Balestrano begriff, daß Botho von Schmid nötigenfalls sogar Gewalt anwenden würde, um ihn am Weitergehen zu hindern. Das Schreien hielt noch immer an.

»Was geht dort vorne vor?« fragte Balestrano scharf. »Werden wir angegriffen?«

Von Schmid schien einen Moment in sich hineinzulauschen, dann schüttelte er den Kopf. Trotz der herrschenden Dunkelheit konnte Balestrano deutlich den Schrecken erkennen, der plötzlich in seinen Augen aufglomm. »Nein«, flüsterte er. »Kein... Angriff. Es ist...« Er verstummte, starrte einen Moment lang aus weit geöffneten Augen ins Nichts und fuhr plötzlich herum. »Komm mit!« keuchte er.

Sie liefen los, begleitet von André de la Croix und den dreißig Elitekriegern.

Die geordnete Vierer-Formation, in der das Heer durch die Wüste gezogen war, war zu einem heillosen Chaos geworden. An die zweihundert Männer drängelten sich am Fuße einer mächtigen, sanft ansteigenden Düne, aufgeregte Stimmen hallten durch die Nacht. Von Schmid und seine dreißig Krieger mußten mit Gewalt eine Gasse für sich und Balestrano durch die Menge bahnen.

Als Jean Balestrano den Fuß der Sanddüne erreichte, verstand er von Schmids Schrecken.

Van Velden und Bruder Hayworthy knieten im Sand, und dicht vor ihnen lagen die verkrümmten Leichen von vier Tempelrittern. Ihre Kehlen waren durchgeschnitten.

In dem Augenblick, in dem Balestrano herabsank, erhob sich Bruder Hayworthy, nahm eine Handvoll Sand auf und wischte damit das Blut von der Klinge seines Schwertes. Voller Entsetzen begriff Balestrano, daß er es gewesen war, der diese vier Männer getötet hatte. Eine Sekunde lang starrte er den War-Master voller ungläubigem Schrecken an, dann eilte er weiter, blieb aber sofort wieder stehen, als Hayworthy hastig die Hand hob.

»Geh nicht weiter«, sagte der Schotte. »Oder dir geschieht dasselbe wie diesen vier.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Toten. Seine Augen wurden dunkel vor Schmerz. »Es gab keine Rettung mehr für sie.«

»Aber was… was ist geschehen?« stammelte Balestrano hilflos.

»Eine Falle, Bruder Jean.« Diesmal war es van Velden, der antwortete.

Instinktiv sah sich Balestrano um. Die Wüste lag reglos und still vor ihnen, so wie sie sich die ganze Zeit über präsentiert hatte.

»Komm.« Rupert Hayworthy streckte die Hand aus. »Das beste ist, wir zeigen es dir. Geh weiter. Aber langsam.«

Zögernd gehorchte Balestrano. Sein Blick heftete sich auf die Gesichter der vier Templer. In ihren gebrochenen Augen stand der Wahnsinn geschrieben. Er begriff plötzlich, daß es wirklich ein Akt der Barmherzigkeit gewesen war, als Hayworthy sie tötete. Aber was war nur geschehen?

Er machte einen weiteren Schritt. Hayworthys Hand schloß sich um die seine. Nichts geschah.

Balestrano zögerte erneut, ergriff instinktiv Hayworthys Hand fester, spürte, wie van Velden nach seiner Linken griff und machte einen weiteren Schritt.

Im gleichen Moment bewegte sich einer der Toten. Balestranos Herz schien einen entsetzten Sprung zu tun. Eine eisige Hand legte sich um seinen Nacken und glitt kribbelnd seinen Rücken herab.

Der Mann war eindeutig tot! Aber er bewegte sich! Langsam, unendlich langsam richtete er sich auf, hob die Hände und starrte Balestrano aus seinen gebrochenen Augen an. Sein Mund klaffte auf wie eine geschlitzte Wunde. Etwas Schwarzes, Glitzerndes wand sich darin.

Und dann begann er zu sprechen!

»Du hast mich umgebracht, Bruder Jean!« krächzte er mit entsetzlich verzerrter, quäkender Totenstimme. »Du hast mich getötet! Du hast mir das Leben genommen, das der Herr mir gab.«

Und mit einem Male sprachen auch die anderen, stimmten in den grauenhaften, monotonen Singsang des lebenden Leichnames ein, immer und immer wieder die gleichen furchtbaren Worte. »Du hast uns getötet, Bruder Jean!«

Balestrano wollte zurückweichen, aber das Entsetzen lähmte ihn. Unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren, starrte er die furchtbaren Gestalten an. Ein ungeheures Entsetzen breitete sich in seinen Gedanken aus, ein Schrecken, der alles überstieg, was er jemals erlebt hatte.

Und dann veränderten sich die Toten.

Ihre Gesichter zerfielen. Was sonst Monate dauerte, geschah in Sekunden. Ihre Haut wurde grau, riß auf und zerfiel. Das Fleisch zerbröckelte wie alt gewordenes Brot. Aber darunter kam nicht der Totenschädel eines Menschen zum Vorschein, sondern eine dunkelrote Teufelsvisage, mit Augen, in denen ein höhnischer Triumph loderte.

»Sie sind mein!« kicherte das Teufelsgesicht. »Jetzt gehören Sie mir. Und du hast sie mir geschenkt. Ich danke dir, Bruder Balestrano. Und bald gehörst auch du mir.«

Der Sand stob auf. Rotes Entsetzen überschwemmte Jean Balestrano. Dunkle, schuppenhäutige Dämonenhände griffen nach seinen Beinen, klammerten sich mit furchtbarer Gewalt daran fest und versuchten ihn in den Sand hinabzuzerren, den Sand und die Hölle, die darunter lauerte.

Balestrano schrie gellend auf, spürte, wie Hayworthy und van Velden mit einem hastigen Schritt zurückwichen, und – und dann war es vorbei.

Von einer Sekunde auf die andere war der Sand wieder glatt, die

Hände verschwunden, und die Toten lagen wieder so da, wie sie niedergestürzt waren, unverändert.

»Mein Gott, was… was war das?« keuchte Balestrano. Er versuchte vergeblich, die entsetzlichen Bilder aus seinem Geist zu verdrängen. »Was war das?« flüsterte er noch einmal.

»Dasselbe, was diesen Männern passiert ist«, sagte Hayworthy mit einer Geste auf die Toten. »Eine Falle, Bruder Jean. Schwarze Magie. Jeder, der in ihren Wirkungsbereich gerät, verliert den Verstand. Und die Grenze – Er ließ Balestranos Hand los, drehte sich um und zeichnete mit der Schwertspitze eine Linie in den Sand. » verläuft hier.«

Jean Balestrano starrte den grauhaarigen Tempelherrn ungläubig an. »Magie?« flüsterte er. »Bist du… sicher?«

Hayworthy schürzte zornig die Lippen. »Magie, das Werk des Teufels – nenne es, wie du willst. Es ist Necrons Einfluß. Eine Falle.« Er nickte grimmig und stieß einen Laut aus, der fast wie ein Lachen klang. »Wir sind ihm näher, als wir dachten. Bruder Botho und ich haben es schon eine ganze Weile gespürt, aber wir wußten nicht, was es ist. Und wir wußten nicht, wie nahe wir ihm schon waren.«

»Ihr habt es gewußt?« Balestrano versuchte vergeblich, den Schrecken aus seiner Stimme zu verbannen, und Hayworthy registrierte den unausgesprochenen Vorwurf in seinen Worten sehr wohl.

»Wir wußten, daß hier irgend etwas war, ja«, bestätigte er in fast aggressivem Tonfall. »Nicht, was. Und Opfer müssen einkalkuliert werden, wenn man einen Krieg beginnt«, fügte er hinzu.

Balestrano schluckte ein paarmal. Bittere Galle sammelte sich unter seiner Zunge. Gott, was geschieht mit uns? dachte er entsetzt. Er hatte Bruder Rupert niemals so erlebt wie jetzt. Der War-Master redete über den Tod von vier seiner Brüder, als wären es Schachfiguren!

Aber er sprach nichts von alledem aus, sondern wandte sich nach einem letzten Blick auf die vier Toten um und winkte von Schmid und de la Croix zu sich.

»Laßt die Männer ein Stück zurückgehen«, sagte er. »Und stellt Wachen auf, damit niemand aus Versehen oder gar aus Neugierde in den gefährlichen Bereich gerät. Wir rasten hier. Sobald das Lager aufgeschlagen ist, kommt ihr und Bruder Rupert und Bruder Nies zu mir. Wir müssen beraten, was zu tun ist.«

* * *

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dagestanden und Priscylla angestarrt hatte; Minuten, Stunden oder Ewigkeiten. Die Zeit spielte keine Rolle mehr, denn ich war nicht mehr in der Lage, ihr Verstreichen zu registrieren. Geschweige denn, irgendeinen halbwegs vernünftigen Gedanken zu denken.

Wie oft hatte ich mir diese Szene vorgestellt? Tausendmal? Sicher öfter, denn dieser Moment war der Augenblick, für den ich im Grunde das ganze Jahr gelebt hatte, der Moment, für den ich um die halbe Welt gereist und um dessentwillen ich mich mit Mächten angelegt hatte, deren wahre Macht ich auch jetzt noch immer nicht vollends begriff.

Priscylla!

Vor mir stand meine Priscylla, der einzige Mensch auf der Welt, den ich jemals wirklich geliebt hatte. Ich hatte gezweifelt, an mir, an ihr, an meiner Liebe zu ihr, o ja, mehr als einmal. Aber all dies war Vergangenheit, endgültig vergessen, im gleichen Moment, in dem ich sie aufrecht und wach vor mir stehen sah.

Sie war erwacht.

Blaß, nur in Necrons grünschwarzen Mantel gehüllt und noch so schwach auf den Beinen, daß sie sich auf die Schulter des Magiers stützen mußte, stand sie da. Ihr Blick war noch leer, aber das war nur zu natürlich bei einem Menschen, der fast ein Jahr in tiefer Bewußtlosigkeit dagelegen hatte, und ich bezweifelte, daß sie mich überhaupt erkannt hätte, hätte ich sie jetzt angesprochen.

Aber das tat ich auch nicht. Ich konnte es nicht. Wie oft hatte ich mir vorgestellt, wie es sein würde, wenn ich sie endlich aus Necrons Gefangenschaft befreit hatte, wie es sein mußte, sie endlich wieder in die Arme zu schließen, sie an mich zu drücken und ihre Nähe zu spüren, dieses wunderbare, mit Worten nicht zu beschreibende Gefühl des Glücks, sie einfach da zu wissen.

Aber ich tat nichts von alledem, sondern stand nur wie gelähmt da und starrte sie an.

»Nun, Robert Craven?«

Es dauerte lange, bis ich begriff, daß Necrons mißtönende Stimme sich direkt an mich gewandt hatte, und daß er eine Antwort erwartete. Mühsam löste ich meinen Blick von Priscyllas Gesicht und sah Necron an. Die Miene des greisen Magiers war ausdruckslos. Nur in seinen Augen glühte ein böser Triumph.

»Du siehst, ich halte mein Wort«, fuhr er fort

Ich wollte antworten, aber Shadow legte mir rasch die Hand auf den Arm und drückte ganz kurz und warnend zu. Ich verstand. Aber ich sah auch, daß Necron die Geste keineswegs entgangen war, denn der lodernde Triumph in seinen Augen wandelte sich für Augenblicke in Spott.

»Was soll das, Necron?« fragte Shadow scharf. »Was bedeutet dieser Auftritt?«

Necron lachte leise. »Eine kluge Frage, El-o-hym«, sagte er. »Aber sie ist rascher gestellt als beantwortet.« Er schwieg einen Moment, dann sah er auf, als lausche er, und klatschte in die Hände. Wie aus dem Nichts erschienen zwei schwarzverhüllte Gestalten hinter ihm.

Einer der Drachenkrieger trat hinter Priscylla und ergriff sie sehr behutsam bei den Schultern, um sie zu stützen, als Necron wieder auf mich und Shadow zutrat. »Gehen wir an einen anderen Ort, wo es sich besser redet«, sagte er.

Ich rührte mich nicht von der Stelle.

»Keine Sorge, Robert«, sagte Necron. »Ihre Freundin wird uns begleiten.« Abermals klatschte er in die Hände. Auch der zweite Drachenkrieger trat neben Priscylla und griff behutsam unter ihren anderen Arm. Sie versuchte einen Schritt zu machen, aber ohne die Hilfe der beiden Männer wäre sie wohl sofort gestürzt. Ihr Blick war noch immer leer, und als sie ging, waren ihre Bewegungen wie die einer Puppe.

»Was... was haben Sie mit ihr gemacht, Sie Ungeheuer?« fragte ich. Meine eigene Stimme klang fremd in meinen Ohren.

Necron wurde mit einem Male sehr ernst. »Ich habe nichts mit ihr gemacht, Robert. Sie ist in dem gleichen Zustand, in dem sie zu mir kam. Für sie ist keine Zeit vergangen«, sagte er, und – ohne daß ich einen Grund dafür anzugeben wußte – ich glaubte ihm sogar.

Priscylla war krank gewesen, als er sie aus meinem Haus am Ashton

Place 9 in London entführt hatte, schwer krank sogar, aber das hatte ich vergessen.

So lächerlich es klingt – das war die Wahrheit. Ein Jahr lang hatte ich sie gesucht, und in diesem Jahr war kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht an sie gedacht hatte, aber meine Erinnerung hatte mir einen Streich gespielt. Ich hatte mich an alles erinnert, was ich an Pri geliebt hatte: Ihr Haar, ihre sanfte Stimme, die Zerbrechlichkeit ihrer Erscheinung, der Blick, der mich immer an den eines scheuen Rehs erinnert hatte, ihre Verwundbarkeit...

Aber etwas in mir hatte die andere Priscylla verdrängt, das Mädchen, das vom Geist einer Hexe besessen gewesen war und dies niemals überwunden hatte...

»Und er?« Shadow deutete mit einer fordernden Geste auf den zweiten kristallenen Sarg, in dem Shannons ausgestreckte Gestalt lag, im gleichen magischen Schlaf gefangen wie Priscylla zuvor.

Aber diesmal schüttelte Necron nur den

Kopf. »Nein«, sagte er hart. »Er ist nicht Teil meines Angebotes. Dieser Mann hat mich verraten. Er gehört mir.«

»Und wenn wir auf seiner Freilassung bestehen?«

Necron antwortete nicht.

Aber im Grunde war sein Schweigen Antwort genug.

* * *

Es war sehr still in dem kleinen Zelt, das im Zentrum des hastig improvisierten Lagers aufgeschlagen worden war; wie durch Zufall so, daß trotz der drückenden Enge, in der die fünfzig braunweißen Zelte vor der unsichtbaren Todeslinie standen, ein Abstand von fünf, sechs Schritten zum nächsten Zelt gewahrt blieb. Nicht genug, es wirklich isoliert erscheinen zu lassen, aber ausreichend, daß niemand die Worte hören konnte, die in seinem Inneren gesprochen wurden. Über dem geschlossenen Eingang prangte das Emblem des Ordens: Ein Pferd mit zwei Reitern, von denen einer eine Lanze trug, darunter ein rotes, mit dünnen goldenen Linien eingefaßtes Kreuz mit gespaltenen Enden.

Es war das Zelt Balestranos, das Zelt nicht nur des Leiters dieser Expedition, sondern des Oberhauptes der Tempelritter überhaupt. Trotzdem stand keine Wache vor dem Eingang. Jean Balestrano hatte sie persönlich fortgeschickt. So, wie er sich selbst davon überzeugt hatte, daß niemand in ihrer Nähe war, ehe er das Zelt hinter den vier Mastern betreten und die Plane sorgsam wieder vorgelegt hatte.

Keinem der vier Männer war entgangen, wie überaus sorgfältig und übergenau Jean Balestrano bei allem vorgegangen war. Und auch jetzt waren seine Bewegungen von der abgehackten, fast mühsam wirkenden Art eines Menschen, der sich bei dem, was er tat, nicht den allergeringsten Fehler erlauben durfte.

Er hatte eine Kiste geöffnet, das einzige Gepäckstück, das er aus Paris mitgebracht hatte: klein, aus morsch gewordenem Holz und äußerlich unansehnlich, von innen jedoch mit kostbarem dunkelroten Samt ausgeschlagen, auf den sonderbare, auch den vier Tempelherren fremd erscheinende Symbole mit dünnen Goldfäden gestickt waren. Darauf lag ein Stein, rund und glatt wie eine Münze und von einem bodenlos tiefen Schwarz.

»Was bedeutete das alles, Bruder Jean?« fragte Hayworthy. Er war der erste der vier, der das Schweigen brach, und auch seine Stimme hatte etwas von ihrer gewohnten Stärke verloren. Wie die drei anderen Master spürte wohl auch er, daß das, dessen Zeuge sie wurden, nicht mehr viel mit dem normalen Tun des Ordens gemeinsam hatte. Etwas Unheimliches, mit Worten kaum zu Beschreibendes ging von dem schwarzen Stein in Balestranos Hand aus.

Das Oberhaupt des Templerordens war ans Kopfende des kleinen Tisches getreten, der die gesamte Einrichtung des Zeltes bildete. Der Stein war in seiner zur Faust geschlossenen Rechten verborgen. Ein sonderbar angespannter Ausdruck lag auf seinen Zügen.

Zehn, fünfzehn endlose Sekunden lang schwieg Balestrano. Dann hob er den Arm, legte den Stein auf den Tisch und bedeckte ihn mit der flachen Hand. Die Stille in dem kleinen Zelt wurde fast greifbar.

»Ihr werdet jetzt etwas sehen, von dem außer mir nur noch drei andere lebende Menschen wissen«, begann Balestrano mit leiser, mühsam beherrschter Stimme. »Es ist das größte Geheimnis unseres Ordens. Wäre die Lage weniger ernst, würde ich euch nicht damit belasten, Brüder. So aber bleibt uns keine Wahl.«

Keiner der vier sagte etwas, aber auf ihren Gesichtern begann sich ein

dumpfer Schrecken in die Neugier zu mischen, die ihre Züge bisher beherrscht hatte.

Ohne ein weiteres Wort öffnete Balestrano die Hand. Nichts geschah. Der münzförmige Stein lag einfach da, reglos, so tot wie ein Stein nur sein konnte, von einem unheimlichen, lichtschluckenden Schwarz.

Sekunden vergingen. Dann eine Minute. Zwei. Drei. Dann...

Hayworthy war der erste, der es bemerkte, und auch er war sich nicht ganz sicher, im ersten Augenblick.

Es wurde dunkler. Das flackernde rote Licht der Feuer, die das Lager erhellten und das bisher durch die dünnen Zeltwände gedrungen war, nahm an Intensität ab, ganz langsam, aber stetig. Es war, dachte Hayworthy schaudernd, als sauge der Stein die Helligkeit auf.

Herzog Botho von Schmid setzte dazu an, etwas zu sagen, aber Balestrano gebot ihm mit einer raschen, beinahe erschrockenen Geste zu schweigen, hob beide Hände über den Tisch und streckte sie, flach nebeneinander und die Handflächen nach unten gerichtet, über den Stein aus.

Die schwarze Scheibe begann zu wachsen.

Jedenfalls war es das, was Bruder Hayworthy im ersten Moment dachte.

Aber dann sah er, daß das nicht stimmte. Der Stein selbst blieb unverändert, aber er schien plötzlich von einem düsteren Halo aus schwarzem Licht umgeben, einer Aura der Finsternis und Kälte, die im gleichen Maße wuchs, wie das von außen hereindringende Licht abnahm. Lautlos und rasch breitete sich die unheimliche Aura im Zelt aus, bis sie auch das letzte bißchen Helligkeit gefressen hatte und die fünf Männer nur noch als Schemen zu erkennen waren.

»Was... was tust du, Bruder Jean?« flüsterte van Velden. In seiner Stimme war ein Klang, als hielte er nurmehr mit letzter Mühe die Panik zurück.

»Schweigt!« flüsterte Balestrano erschrocken. »Es ist noch nicht vorbei. Schweigt und seht.«

Und sie sahen...

Die Dunkelheit wurde noch tiefer, obgleich Hayworthy und die

anderen dies nicht mehr für möglich gehalten hatten. Aber es gab eine Steigerung von Schwarz, und das war es, was sie erlebten; eine Finsternis, die nichts mehr mit der Abwesenheit von Licht zu tun hatte, sondern auf die Gegenwart von irgend etwas Anderem, unsäglich Fremden und Bösen zurückzuführen war. Als wäre das Zelt samt seinen Insassen aus der Welt heraus- und in einen Kosmos aus Leere und abgrundtiefer Schwärze hineingeschleudert worden. Hayworthys Atem ging schneller. Sein Herz jagte.

Und dann spürte er, wie irgend etwas aus dem Nichts heraus zwischen ihnen materialisierte.

Gesichter erschienen über dem Tisch. Unsichtbar und mit Linien aus widerlich zuckendem Schwarz auf finsterem Untergrund gemalt, aber trotzdem auf entsetzliche Weise sichtbar; höllische Fratzen, die böse Verhöhnung menschlichen Seins. Dann blitzende Splitter von Rot, die von der Schwärze wieder aufgesaugt wurden, für den millionsten Teil einer Sekunde eine gräßlich verzerrte Gestalt, rot und teufelsschwänzig, mit fürchterlichen Ziegenhufen anstelle von Füßen, gewaltigen, vielfach gedrehten Hörnern und einem Antlitz, dessen wahrer Anblick tödlich gewesen wäre.

Hayworthy wollte schreien, herumfahren und aus dem Zelt fliehen, aber er konnte es nicht. Das Entsetzliche lähmte ihn, machte ihn unfähig, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn, sich zu bewegen.

»Jetzt, Brüder!« befahl Balestrano. »Öffnet euch, öffnet euren Geist!«

Und die vier anderen Master gehorchten.

Es war grauenhaft.

Sir Rupert Hayworthy wußte hinterher nicht, was er wirklich erlebt hatte, aber es war das mit Abstand Entsetzlichste, dem er jemals ausgesetzt worden war. Irgend etwas griff nach seinem Geist, wühlte sich durch seine Gedanken und drang bis in die tiefsten, verborgenen Bereiche seiner Seele vor, las seine intimsten Geheimnisse und wälzte das unterste zuoberst.

Und etwas in ihm starb. Hayworthy konnte das grauenerregende Gefühl nicht anders beschreiben: Das Etwas erfüllte ihn mit Kraft, mit schier unglaublicher, übermenschlicher Stärke, aber es stahl ihm auch etwas dafür, verlangte einen Preis, den er jetzt noch gar nicht abschätzen konnte. Irgend etwas, das bisher in ihm gewesen war, sein Leben lang, ohne daß er es auch nur gewußt hatte, war plötzlich fort.

Für einen Moment mußten ihm wohl die Sinne geschwunden sein, denn das nächste, woran er sich erinnerte, war von Schmids starke Hand, die ihn in die Höhe zog. Das Gesicht des Herzogs war dicht vor dem seinen, und für einen unendlich kurzen Moment begegneten sich ihre Blicke.

Im gleichen Moment, in dem er in die Augen des Animal-Masters sah, wußte er, daß es ihm ebenso ergangen war. Von Schmids Augen waren kalt wie Kugeln aus poliertem Stahl, und erfüllt von einer Kraft, die unbeschreiblich war. Und die gleiche Kraft pulsierte auch in Hayworthy, ein düsteres, ungeheuer machtvolles Etwas, das sich seinem bewußten Zugriff noch entzog, das aber da sein würde, wenn er es brauchte. Bei ihm, bei von Schmid, bei van Velden und auch bei de la Croix. Was immer ihnen dieses entsetzliche Wesen genommen hatte, es hatte etwas anderes dafür dagelassen. Hayworthy fror plötzlich.

Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, daß es wieder hell geworden war. Das unheimliche schwarze Licht war wieder dem düsterroten Schein der Feuer gewichen, und auch die entsetzliche Stille war fort. Durch die dünne Zeltplane drangen jetzt wieder die alltäglichen Geräusche des Lagers herein, sonderbar laut und aufdringlich, als bemühten sie sich, die dämonische Stille zu neutralisieren.

»Was… was war das, Bruder Jean?« fragte von Schmid. Er sprach schleppend. Ein Ausdruck ungläubigen Entsetzens hatte sich in seine Züge gegraben.

Balestrano starrte ihn an. Sein Blick war leer, vollkommen ohne Ausdruck. Langsam streckte er die Hand aus, schloß sie um den schwarzen Stein und trug ihn wieder zu seiner Kiste zurück. Erst, als er sie sorgsam verschlossen hatte, wandte er sich wieder von Schmid und den anderen zu.

»Ich… ich verlange eine Antwort!« keuchte von Schmid. »Was hast du getan, Bruder Jean?«

»Etwas, von dem ich hoffte, es niemals tun zu müssen«, antwortete Balestrano halblaut. »Aber mir blieb keine Wahl. Es tut mir leid, Brüder.«

»Es tut dir leid?« Von Schmids Stimme zitterte. »Was tut dir leid, Bruder Jean? Daß du unsere Seelen dem Antichristen verkauft hast?«

Hayworthy fuhr zusammen wie unter einem Hieb. Entsetzt starrte er von Schmid an, dann Balestrano. Aber er brachte keinen Laut hervor.

»Das ist nicht wahr«, stammelte van Velden. »Sag uns, daß... daß es nicht wahr ist. Es war nicht –

»Es war Baphomet, den ihr gesehen habt, nicht der Teufel. Einer der niederen Dämonen der Hölle«, sagte Balestrano ruhig.

Von Schmid fuhr wie unter einem Schlag zurück und starrte das Oberhaupt seines Ordens aus hervorquellenden Augen an. Van Velden erstarrte, und auch Hayworthy fühlte sich, als habe man unversehens einen Kübel Eiswasser über ihn ausgegossen. Nur de la Croix stand unbewegt da. Auf seinem Gesicht war nicht einmal wirkliches Erstaunen zu sehen.

»Dann ist es also wahr«, murmelte er. »Alles, was man sich über den Orden der Tempelherren erzählte. Die Geschichten, die man hinter vorgehaltener Hand flüsterte und von denen uns erzählt wurde, es wären Lügen, in die Welt gesetzt, um den Orden zu diskriminieren. Es ist alles wahr!«

»Diese Geschichten sind erlogen!« sagte Balestrano scharf. »Man sagt, daß unser wahrer Gott nicht Gott der Herr sei, sondern Baphomet. Aber das stimmt nicht. Wir dienen Gott dem Herren, keinem anderen!«

»Und dieses... dieses Ding?« keuchte von Schmid.

Balestrano schwieg einen Moment. Sein Blick wurde traurig. »Ich wollte es euch ersparen, Brüder, glaubt mir«, sagte er mit sehr leiser Stimme.

»Was wolltest du uns ersparen?« brüllte von Schmid. »Die Gotteslästerung, deren Zeuge wir wurden?« Mit einer wütenden Bewegung riß er sein Schwert halb aus dem Gürtel und trat auf Balestrano zu.

Aber so schnell er auch war, Hayworthy, der War-Master, war schneller. Mit einem blitzschnellen Schritt vertrat er ihm den Weg, hob die linke Hand und legte die andere auf den Gürtel, einen Zoll neben dem Schwertgriff. Von Schmid erstarrte mitten im Schritt. In seinem Gesicht arbeitete es. Einen kurzen Moment lang sah es so aus, als wolle er sich trotz allem auf den viel kleineren und schmächtigeren Schotten stürzen. Aber dann behielt seine Vernunft die Oberhand; er sah ein, daß er gegen Hayworthy keine Chance haben würde.

»Laß ihn, Bruder«, sagte Balestrano leise. »Er hat ein Recht, zornig zu sein. Ich kann ihn verstehen.«

»Er hat kein Recht, die Waffe gegen dich zu ziehen, Bruder«, sagte Hayworthy schneidend, ohne den Deutschen dabei aus den Augen zu lassen. »Nicht einmal denken darf er so etwas.«

»Und doch verstehe ich ihn nur zu gut«, flüsterte van Velden.

Hayworthy sah mit einem wütenden Ruck auf, aber wieder war es Balestrano selbst, der ihn mit einer raschen, aber irgendwie trotzdem müde wirkenden Geste zum Schweigen brachte.

»Haltet ein, Brüder«, sagte er. »Hört mir zu. Was ihr gesehen habt, war nicht der Antichrist, und was er von euch genommen hat, war nicht eure Seele.«

»Der Teufel oder einer seiner Diener«, fauchte von Schmid. »Wo ist der Unterschied?«

»Er ist groß, Bruder«, sagte Balestrano ernst. »Größer, als du glaubst. Der Antichrist ist unser Feind, der nur unser Verderben im Sinne hat.«

»Und Baphomet unser Freund?« höhnte von Schmid.

Balestrano schüttelte ernst den Kopf. »Nein. Aber er ist auch nicht der Freund Lucifers. Er ist niemandes Freund. Doch er gibt uns Kraft. Eine Kraft, die wir brauchen werden, wollen wir Necron besiegen. Unsere beschränkten menschlichen Kräfte reichen nicht aus, die Sperre aus Wahnsinn zu durchdringen, die er um seine verfluchte Burg errichtet hat.«

»Deshalb also«, sagte de la Croix. Seine Stimme klang noch immer so kalt und gefühlos wie zuvor. »Hast du es deshalb getan?«

Balestrano nickte., Ja«, gestand er. »Mir blieb keine Wahl, Brüder. Das Leben von fünfhundert der unseren oder ein Pakt mit Baphomet. Ich habe euch ausgewählt, die Träger seiner Kraft zu werden, weil ich hoffte, daß ihr die Stärke und Festigkeit hättet, diese Prüfung zu ertragen. Mit seiner Hilfe könnt ihr Necrons Zauber aufheben. Nur ihr vier, sonst keiner.« Er sah sie der Reihe nach ernst an. »Spürt ihr es nicht? Fühlt ihr nicht die Kraft, die er euch gab? Benutzt sie. Fügt sie euren eigenen Mächten hinzu, und ihr könnt Necron besiegen. Allein niemals.«

O ja. Hayworthy fühlte, was Balestrano meinte: ein dumpfes, machtvolles Brodeln und Raunen tief am Grunde seiner Seele, eine ungeheure Ballung schwarzer, destruktiver Energie, die darauf wartete, hervorzubrechen und zu töten. Er hatte Angst.

»Und... was mußten wir ihm dafür geben?« fragte er stockend. »Unsere Seligkeit? Die Unberührtheit unserer Seelen?«

Balestrano schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Wenn alles vorbei ist, werde ich euch die Beichte abnehmen und euch segnen. Die heiligen Sakramente schützen euch, selbst vor dem Zugriff Baphomets. Euer Seelenheil war niemals in Gefahr.«

»Was dann?« fragte von Schmid scharf. Er schrie fast. »Was dann, Bruder Balestrano?«

Balestrano atmete hörbar ein. Hayworthy sah, wie schwer es ihm fiel, die Frage zu beantworten.

»Energie«, sagte er leise. »Das Wesen, das ihr Baphomet nanntet, gibt euch Kraft, aber es verlangt etwas dafür. Energie. Die Kraft, die euch am Leben erhält. Einen normalen Menschen würde es töten, im Augenblick der Berührung. Ihr habt die geistige Starke, seine Berührung zu überleben. Doch nicht umsonst. Etwas von eurer Lebenskraft ist fort.«

»Wieviel?« fragte von Schmid. »Um wieviel werden wir eher sterben, Bruder Jean. Wieviel Zeit hast du uns gestohlen?«

Balestrano sah ihn nicht an, als er antwortete. »Zehn Jahre, Bruder«, sagte er leise. »Zehn Jahre eures Lebens.«

* * *

»Sie sehen, ich meine es ernst, Robert«, sagte Necron. Es war nicht das erste Mal, daß er das sagte, seit wir die entsetzliche Halle tief unter dem Boden der Drachenburg verlassen und hier heraufgekommen waren, in einen der zahllosen Türme dieses gemauerten Alptraumes.

Die Kammer, in die uns Necron geführt hatte, war klein; gerade groß genug für den einfachen Tisch, die fünf unbequemen Schemel, die sich darum gruppierten, und den barbarischen, halb in die südliche Wand hineingemauerten Thron, auf dem Necron selbst Platz genommen hatte. Daneben, auf einem Tischchen, dessen Material eine höchst beunruhigende Ähnlichkeit mit menschlichem Gebein hatte, lagen drei mit weißen Tüchern abgedeckte Gegenstände. Ich hatte eine sehr bestimmte Ahnung, worum es sich dabei handeln mochte. Aber ich hatte einfach nicht die Kraft, mehr als einen flüchtigen Gedanken daran zu verschwenden.

Noch immer starrte ich Priscylla an. Es fiel mir selbst jetzt schwer, mich auf Necron zu konzentrieren.

Und so wie schon einmal war es auch diesmal wieder Shadow, die an meiner Stelle antwortete.

»Alles, was wir bis jetzt sehen«, sagte sie böse, »ist eine Puppe, der Sie so etwas wie Leben eingehaucht haben.«

Necron lachte böse. »Ich bitte Sie, meine Liebe – warum sollte ich mir die Arbeit machen und Sie auf diese Weise täuschen? Wäre es mein Wunsch, dann wären Sie jetzt alle nicht mehr am Leben, glauben Sie mir.« Er lachte erneut, bewegte sich unruhig auf seinem Thronsessel hin und her und deutete mit einer irgendwie ungeduldig wirkenden Geste auf Priscylla.

»Sie gehört Ihnen, Robert«, sagte er. »Nehmen Sie sie als... sagen wir: Geschenk, um meinen guten Willen zu demonstrieren.«

Seine Worte versetzten mich in Zorn. »Sie sprechen über einen Menschen, Necron«, sagte ich wütend. »Nicht über ein Ding, mit dem Sie nach Belieben verfahren können!«

»Ach?« antwortete Necron gelangweilt. »Sind Sie sicher, Robert?«

Ich schnaubte vor Zorn, fuhr halb von meinem Schemel hoch und sank wieder zurück, als mir Sitting Bull einen raschen, warnenden Blick zuwarf.

»Verzeihen Sie«, sagte Necron. »Natürlich haben Sie recht, Robert. Ich war taktlos. Aber Sie müssen zugeben, daß Ihre Verlobte...« Er zögerte einen Moment, sah erst Priscylla, dann mich und dann wieder Priscylla an und begann noch einmal von neuem. »Drücken wir es so aus: Die Frau, die ich aus Ihrem Domizil in London entführte, war nicht viel mehr als eine leere Hülle. Ich kann Ihnen zurückgeben, was ich Ihnen weggenommen habe: ihren Körper. Für das, was mit ihrem Geist geschah, trifft mich keine Schuld.«

Er beugte sich leicht vor und starrte mich an. Sein scharfgeschnittenes Gesicht erinnerte mich plötzlich an das einer Krähe. »Aber ich kann ein übriges tun«, fuhr er fort. »Ich weiß, daß Sie die besten und sicher auch teuersten Ärzte Englands konsultiert haben, um Ihrer Verlobten zu helfen, und ich weiß auch, daß es keinem von ihnen gelungen ist. Ich kann es.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn an, reglos, schockiert wie von einem

Faustschlag. »Sie können... was?« krächzte ich.

»Ich kann sie heilen«, sagte Necron ruhig. »Ihr Geist ist verwirrt, aber nicht zerstört-. Glauben Sie mir, Robert – ich hatte Zeit genug, mich mit ihr zu beschäftigen. Was Sie hier sehen – Er deutete mit einer bewußt dramatischen Handbewegung auf Priscylla, die noch immer reglos und mit leerem Blick neben seinem Thron stand und von einem seiner schwarzvermummten Krieger gestützt wurde. » ist nicht viel mehr als ein Kerker, in dem ihr Geist gefangen ist. Die Macht Ihrer sogenannten Ärzte wird ihr nicht helfen können. Ich kann es. Und ich werde es tun, wenn Sie es wünschen.«

»Das ist eine Falle, Robert«, sagte Shadow. »Glaube ihm nicht.«

Necrons Augen blitzten zornig auf. »Was soll das?« schnappte er. »Sie wissen so gut wie ich, daß ich die Wahrheit spreche.«

»Der Preis wäre zu hoch«, sagte Shadow.

»Preis?« Necron lachte böse. »Welcher Preis, meine liebe Shadow? Ich verlange nichts von Robert, als daß er aufhört, mich zu bekämpfen. Und mehr verlange ich auch nicht von Ihnen.«

Shadow antwortete nicht darauf, aber irgend etwas in ihrem Blick änderte sich, von einer Sekunde auf die andere.

Necron nickte. »Sie haben richtig gehört«, sagte er. »Das Angebot, das ich Robert gemacht habe, gilt auch für Sie. Und für Sie natürlich auch, Häuptling«, fügte er, in Sitting Bulls Richtung gewandt, hinzu.

»Welches Angebot?« fragte Shadow leise.

»Die Seiten zu wechseln«, erklärte Necron lakonisch. »Kommen Sie zu mir. Sagen Sie sich von Ihrem Herren los und treten Sie in meine Dienste. Ich denke, ich kann Ihnen ein sehr interessantes Angebot machen.«

»Sie sind verrückt«, entfuhr es mir. »Shadow ist –

»Nicht das, was Sie glauben«, unterbrach mich Necron. »Ganz und gar nicht.« Er beugte sich vor und legte beide Hände nebeneinander auf den Tisch. »Denken Sie denn wirklich, Hastur stünde auf Ihrer Seite, Sie elender Narr?« fragte er böse. »Nur, weil er Ihnen ein paarmal geholfen hat?« Er lachte, sprang plötzlich auf und riß mit einer zornigen Bewegung das weiße Leinentuch von dem kleinen Tischchen, das neben seinem Thron stand.

Darunter lagen die drei SIEGEL, die er bisher erbeutet hatte. Ich war nicht sonderlich überrascht, sie zu sehen.

»Darum geht es ihm«, fuhr Necron erregt fort. »Um nichts anderes. Er hat Ihnen geholfen, aber das heißt noch lange nicht, daß er auf Ihrer Seite steht, Robert. Glauben Sie wirklich, ein Wesen wie Hastur würde sich für das Schicksal eines einzelnen Menschen interessieren? Sie haben in seine Pläne gepaßt, das ist richtig, aber das ist auch alles. Wenn Sie ihm irgendwann einmal lästig werden sollten, wird er Sie zermalmen wie ein lästiges Insekt.«

»Sie sprechen sonderbar über ein Wesen, das Sie selbst heraufbeschworen haben«, sagte ich ruhig.

Diesmal war Necron ehrlich überrascht. Aber nur für einen Moment, dann nickte er und zauberte einen Ausdruck widerwilliger Anerkennung auf seine Krähenzüge. »Sie überraschen mich immer wieder, Robert«, gestand er. »Seit wann wissen Sie es?«

»Seit ich mit Shannon gesprochen habe.«

Necron schwieg einen Moment. »Ich gestehe, es war ein Fehler«, sagte er schließlich. »Auch ich wußte nicht, welchem Wesen ich das Tor zu unserer Welt öffnete, als ich ihn beschwor, um die DAGON zu vernichten.«

»Sie?« mischte sich Sitting Bull ein. »Der Mann, der das NECRONOMICON geschrieben hat, will nicht wissen, was darin steht?«

»Das NECRONOMICON geschrieben…« wiederholte Necron mit sonderbarer Betonung. »Das ist richtig, Häuptling. Und auch wieder nicht. Ich habe es geschrieben, und trotzdem…« Er hob die Hände. »Wer hat die Bibel verfaßt? Oder den Koran? Ich habe Wissen zusammengetragen und aufgeschrieben, und manches von dem, was ich gesammelt habe, ist mir selbst unverständlich geblieben. Es mag sein, daß ich ein Wesen rief und ein anderes kam. Ich wußte nicht, daß es Hastur ist, der kommt. Hätte ich es geahnt, hätte ich das Buch eher verbrannt, als es zu öffnen.« Er schwieg einen Moment, blickte nachdenklich auf die drei SIEGEL herab und wandte sich wieder an mich.

»Es sind diese drei SIEGEL, die er haben will, Robert«, sagte er ernst. »Und die vier, die noch fehlen. Er braucht sie, um mit ihrer Hilfe die GROSSEN ALTEN endgültig zu schlagen.«

»Aber er ist einer von ihnen!« widersprach ich.

»Auch unter den Menschen gibt es Brüder, die einander hassen«, antwortete Necron gelassen. »Und welche Rolle spielt es schon, daß die Götter einander bekämpfen?« Er setzte sich wieder. »Ich habe Sie gerufen, um Ihnen das hier zu zeigen«, fuhr er fort. »Sie, Robert, und Sie, Shadow. Sie und ich, wir sind Verbündete, ob es Ihnen gefällt oder nicht.«

»Verbündete?« Ich schrie fast. »Sind Sie wahnsinnig, Necron?«

»Man sagt es mir nach«, antwortete Necron ruhig. »Aber es stimmt nicht. Ich sehe nur mehr als viele andere. Und ich habe Wissen.«

»Nicht besonders viel«, antwortete ich zornig. »Sonst würden Sie nicht glauben, daß ich Ihnen helfe, die GROSSEN ALTEN zu erwecken.«

»Und was ist die Alternative?« fragte Necron ruhig. »Möglicherweise sind Ihre Anschuldigungen berechtigt – von Ihrem Standpunkt aus. Möglicherweise war ich es, der Hastur zurückrief, wenn auch gegen meinen eigenen Willen. Aber es ist nun einmal geschehen. Ich will Ihnen sagen, was passiert, wenn Sie mich weiter bekämpfen. Hastur wird nichts unversucht lassen, seinen Bruder Cthulhu und die anderen Götter zu töten, und er ist ein Wesen, das noch weniger Mitleid und Gefühle kennt als sie.

Die GROSSEN ALTEN mögen schreckliche Götter sein, von Ihrer Warte aus gesehen, Robert, aber sie brauchen uns. Sie werden das menschliche Volk nicht vernichten. Wir werden Ihre Herrschaft nicht einmal spüren, glauben Sie mir, und wenn, welchen Unterschied macht es, ob wir Christus oder Buddha oder Cthulhu anbeten? Wir werden Diener sein, aber Diener, die gleichzeitig Herrscher sind, denn unter ihrer Herrschaft werden wir nicht nur diesen, sondern auch andere Planeten beherrschen, und das schon bald.«

»Hören Sie auf!« sagte ich. »Das ist Gotteslästerung.«

»Das ist es nicht«, antwortete Necron sehr ernst. »Ich glaube nicht an Ihren Gott, Robert, aber wenn es ihn gibt, dann sind Cthulhu und seine Brüder ebenso seine Geschöpfe wie Sie und ich.«

»Was Sie verlangen, ist unmöglich!« protestierte ich, sehr viel heftiger, als notwendig gewesen wäre. »Sie wollen, daß ich Ihnen helfe, aus den Menschen ein Volk von Sklaven zu machen!«

»Dienern«, verbesserte mich Necron. »Und ist der Diener eines Königs

nicht mehr zu beneiden als der König eines Volkes von Bettlern?« Er hob die Hand und ließ sie wuchtig auf das kleine Tischchen mit den SIEGELN klatschen. »Muß ich Sie erinnern, was geschah, als Hastur das erste Mal angriff?« fragte er. »Haben Sie den Krakatau vergessen? Wie viele Unschuldige sind gestorben? Zehntausend? Fünfzehn? Wie viele, Robert?«

»Sechsunddreißigtausend«, murmelte ich. »Aber das war –

»Eine Naturkatastrophe?« Necron lachte böse. »Sie wissen es besser! Der Krakatau brach nicht aus, weil ich dieses SIEGEL entfernte. Er brach aus, weil Hastur es so wollte. Und es war ihm vollkommen egal, wie viele Menschen dabei ihr Leben verloren. Was glauben Sie, wird geschehen, wenn er wirklich auf einen der GROSSEN ALTEN trifft, oder auf alle? Möglicherweise wird es diesen Planeten dann nicht mehr geben, Robert. Möglicherweise doch noch, aber Sie und ich werden ihn nicht wiedererkennen. Auch Ihre Phantasie wird wohl ausreichen, sich auszumalen, was geschieht, wenn die Götter einander bekämpfen. Möglicherweise wird unsere Welt zu einem glühenden Feuerball. Hastur ist das gleichgültig.«

»Sie... Sie lügen!« keuchte ich. Aber meine Stimme zitterte dabei, und irgendwo, sehr tief in meinem Inneren, spürte ich, daß er recht hatte. Krakatau... ich hatte diese entsetzliche Katastrophe miterlebt, und ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie rücksichtslos Hastur seine Macht eingesetzt hatte. Vor meinem inneren Auge stieg eine entsetzliche Vision auf: Ich sah Länder, bedeckt mit Leichen, brennende Städte und kochende Flüsse, Meere, die unter unglaublicher Glut verdampften und Wolken, aus denen Feuer auf ein verbranntes Land herabregnete...

»Sie lügen«, murmelte ich noch einmal.

»Nein, Robert, das tue ich nicht«, antwortete Necron leise. Er wandte sich an Shadow. »Sagen Sie ihm, daß ich die Wahrheit spreche.«

Shadow schwieg. Aber sie wich meinem Blick aus, als ich sie anstarrte.

»Mein Angebot gilt auch für Sie«, sagte Necron, immer noch an Shadow gewandt. »Kommen Sie zu uns. Ich werde Sie vor Hasturs Nachstellungen schützen.«

»Sie... Sie sind verrückt«, murmelte Shadow. »Ich bin sein Geschöpf.«

»Unsinn!« Necron machte eine unwillige Handbewegung. »Sie sind schon viel mehr Mensch, als Sie selbst wahrhaben wollen.« Plötzlich

wurde er zornig. »Sagen Sie es ihm, Shadow. Sagen Sie Robert, was geschah, als die El-o-hym das letzte Mal hierherkamen und gegen Cthulhu und seine Brüder kämpften.«

Shadow schwieg. Aber irgend etwas veränderte sich in ihrem Gesicht, das mich schaudern ließ. Und es war ein Ausdruck, den ich lange nicht vergessen sollte.

* * *

Die Nacht war noch dunkler geworden. Der Mond hatte sich hinter grauschwarzen Wolken verkrochen, wie ein großes, bleiches Gesicht, das sich angstvoll vor dem verborgen hielt, was kommen mochte, und wie um die Hitze des Tages zu verhöhnen, wehte ein eisiger Wind von Osten her und peitschte den Männern Sand und Kälte in die Gesichter.

Das Heer kroch wie eine gewaltige, aus fünfhundert einzelnen weißen Segmenten bestehende Schlange durch die Wüste, den großen Dünen und Felsmassierungen ausweichend, aber immer nach Osten.

Sie waren seit einer Stunde unterwegs; eine Stunde jenseits der unsichtbaren Barriere aus Wahnsinn, die Necron um seine Burg gelegt hatte, und obgleich die Nacht so finster war, daß der Blick nicht einmal von einem Ende der Kolonne zum anderen reichte, spürte Balestrano doch, daß es nicht mehr sehr weit sein konnte. Er konnte die Nähe des Magiers fühlen. Wie einen üblen Geruch, der sich über der schwarzen Wüste ausbreitete.

Das Geräusch leiser, aber sehr hastiger Schritte auf dem weichen Wüstensand ließ Jean Balestrano abrupt aus seinen Gedanken hochschrecken. Er sah auf, erblickte einen Schatten und erkannte Augenblicke später Nies van Velden, den Desert-Master. Trotz der Dunkelheit glaubte er einen besorgten Ausdruck auf den schmalen Zügen des Flamen zu erkennen.

»Was ist geschehen?« fragte Balestrano alarmiert.

Van Velden deutete nach vorne zur Spitze der Kolonne. »Die Kundschafter haben jemanden gesehen«, sagte er.

»Wen?«

»Kundschafter«, antwortete van Velden. Er lächelte, als ihm klar wurde, wie verwirrend seine Worte klangen, und fügte hastig hinzu:

»Späher Necrons, Bruder. Es sind zwei.«

»Haben Sie unsere Männer gesehen?« fragte Balestrano.

Van Velden schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Aber ihr Dasein allein gibt mir Grund zur Besorgnis.«

»Necron ist ein vorsichtiger Mann«, sagte Balestrano.

»Sie dürften nicht hier sein«, beharrte van Velden. »Die Wüste ist gefährlich, selbst für Männer, die sie kennen. Und Necron müßte sich sicher fühlen, hinter seinem Wahnsinnsschirm. Sicher genug zumindest, das Leben seiner Männer nicht sinnlos aufs Spiel zu setzen. Wenn er Wachen aufstellt, so weit vor seiner Burg, hat er einen Grund. Vielleicht weiß er, daß wir kommen.«

»Du bist zu pessimistisch, Bruder«, sagte Balestrano. »Er kann es nicht wissen.« Trotzdem fügte er hinzu: »Aber vielleicht hast du recht, und wir dürfen kein Risiko eingehen. Laß die Männer anhalten. Bruder Botho, du und ich gehen allein.«

Abermals schien der Flame widersprechen zu wollen, aber dann nickte er nur gehorsam, wandte sich mit einer hastigen Bewegung um und verschwand wieder in der Dunkelheit. Kurz darauf erscholl ein gedämpfter, nicht sehr weit hörbarer Ruf, und das kleine Templerheer hielt an. Balestrano trat mit einem raschen Schritt aus den Reihen seiner Bewacher heraus.

Wenige Augenblicke später schon bewegten sich Jean Balestrano und die beiden Master des Templerordens an der Reihe der wartenden Krieger vorbei nach vorne. Hayworthy und de la Croix hatten wie üblich protestiert, den Oberherren des Ordens allein gehen zu lassen, und Balestrano hatte ihnen wie üblich befohlen, zurückzubleiben und für die Sicherheit des Heeres zu sorgen. Das war nicht der wahre Grund, aus dem er allein mit von Schmid und dem Flamen ging. Der wirkliche Grund war, daß er es nicht zu riskieren wagte, die vier zusammenzubringen: nicht in einem Moment, von dem er nicht wußte, ob er mit einem Kampf enden würde.

Er verscheuchte den Gedanken, ging schneller und konzentrierte sich auf die schwarzen Schatten der Sanddünen, die wie eine Mauer aus geronnener Schwärze in der Nacht vor ihnen aufragten. Sie waren noch nicht sehr weit vom Heer entfernt, aber schon war nicht mehr der mindeste Laut zu hören. Sie hätten genausogut die einzigen Menschen in dieser Unendlichkeit aus Sand und Leere sein können.

Vorsichtig stiegen sie den sanft in die Höhe strebenden Hang einer Düne empor und blieben stehen, kurz bevor sie ihren Kamm erreichten. Van Velden deutete mit einer stummen Geste nach vorne. »Dort!« wisperte er. »Im nächsten Dünental.«

Balestrano lauschte. Er hörte nichts außer dem Pochen seines eigenen Herzens und dem leisen Wispern und Rascheln des Windes, aber wenn van Velden sagte, daß die Männer da waren, dann stimmte das auch. Balestrano hätte getrost seinen Kopf darauf verwettet. Noch traute er den vier Mastern.

Sie sahen die Männer gleich, kaum daß sie die Düne auf Händen und Knien vollends erklommen hatten: drei schwarze, fast formlose Flecken, die um ein halb erloschenes Feuer herumsaßen und die Hände über die wärmenden Flammen hielten. Sie redeten miteinander; Balestrano hörte ihre Stimmen, ohne die Worte zu verstehen.

»Es sind drei!« sagte von Schmid leise.

Van Velden nickte. Seine Lippen waren zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. »Vorhin waren es nur zwei«, murmelte er. »Der dritte muß in den letzten Minuten zu ihnen gestoßen sein.«

»Und das heißt«, führte von Schmid den Satz zu Ende, »daß unter Umständen auch noch ein Vierter oder Fünfter da sein könnte.« Er seufzte.

»Das sind keine Kundschafter«, sagte van Velden plötzlich.

»Wieso?« fragte Balestrano.

»Späher benehmen sich nicht so«, behauptete der Flame. »Sie würden kein Feuer entzünden. Und schon gar nicht so offen in der Gegend herumsitzen und reden.« Er verzog die Lippen zur bösen Karikatur eines Lächelns. »Aber das werden wir gleich wissen.«

Balestrano hätte um ein Haar zu spät bemerkt, was der Flame tat. Es war so dunkel, daß ihm der angespannte Ausdruck entging, der plötzlich auf van Veldens Zügen lag, und das unentwegte Wispern und Rascheln des Windes verschluckte auch das helle, sonderbar rhythmische Scheuern, das plötzlich erklang. Aber mit einem Male schien sich der Sand unter Balestranos Körper zu bewegen, und für einen ganz kurzen Moment hatte er das Gefühl, ein schwerfälliges, aber unglaublich machtvolles Gleiten und Heben auf den gegenüberliegenden Dünenkämmen zu sehen.

»Um Gottes willen, Bruder, was tust du?« keuchte er, so laut, daß van Velden und von Schmid erschrocken zusammenfuhren und zu den drei Schatten unter ihnen herabsahen, ehe sie sich an ihn wandten. Die Wüste hörte auf, sich zu bewegen.

Balestrano zog sein Schwert, wobei er die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken hindurchgleiten ließ, damit sie kein verräterisches Geräusch verursachte. »Wir sind drei, und sie sind drei. Wir werden sie auch so besiegen. Necron würde es spüren, würdest du deine Macht gegen sie einsetzen, Bruder«, sagte er mahnend.

Van Velden sah ihn fast erschrocken an, widersprach aber nicht mehr, sondern erhob sich lautlos auf die Knie und zog wie Balestrano seine Waffe. Auch von Schmid nahm sein Schwert zur Hand und sah ihn erwartungsvoll an.

Jean Balestrano sah noch einmal zu den drei Schatten hinab. Sie hatten sich nicht gerührt, sondern saßen unverändert um das Feuer herum und unterhielten sich, aber irgend etwas störte ihn. Irgend etwas war falsch. Balestrano wußte nur nicht, was...

»Jetzt!« sagte er.

Sie sprangen auf, waren mit einem Satz über dem Hügelkamm und stürmten die jenseitige Böschung herab. Als sie die halbe Strecke hinter sich gebracht hatten, schrie einer der drei erschrocken auf, sprang auf die Füße und zerrte einen blitzenden Säbel unter seinem Gewand hervor, und auch die beiden anderen schwarzgekleideten Gestalten taten es ihm gleich.

Sie hatten keine Chance. Die drei Drachenkrieger mochten zu den besten und gefährlichsten Einzelkämpfern der Welt gehören, aber von Schmid und van Velden waren besser. Balestrano kam nicht einmal dazu, seine Waffe zu heben, da sprang der grauhaarige Herzog schon unter die drei Männer, ließ seine Klinge pfeifen, tötete den ersten mit einem Streich und schlug dem anderen das Schwert aus der Hand. Van Velden überrannte den dritten Mann kurzerhand, schlug sein hochgerissenes Schwert mit einem Hieb beiseite und durchbohrte ihn, als er sich wieder aufrichten wollte.

»Bruder Botho – nicht!« rief Balestrano erschrocken, als von Schmid seine Waffe hob, um dem verwundeten Drachenkrieger den Gnadenstoß zu versetzen. Von Schmid erstarrte mitten in der Bewegung, das Schwert hoch erhoben, und für einen Moment glaubte Balestrano fast so etwas wie Enttäuschung auf seinen Zügen zu

erkennen. Er erschrak. Jetzt schon? dachte er. Beginnt es schon jetzt? Aber es ist zu früh! Viel zu früh!

Aber von Schmid beherrschte sich. Langsam senkte er sein Schwert, stieß es dann mit einem fast zornig klingenden Laut in den Sand und zerrte den Verwundeten am Kragen in die Höhe.

»Halte ihn, Bruder«, sagte Balestrano leise, »Aber tu ihm nicht mehr weh, als nötig.«

Von Schmid packte den Mann, verdrehte seinen unverletzten Arm auf den Rücken und krallte die Linke in sein Haar, so daß sein Kopf in den Nacken gebogen wurde und er Balestrano ansehen mußte. Das Gesicht des Mannes zuckte vor Schmerz und Zorn, aber er gab nicht den mindesten Laut von sich.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Balestrano ruhig. »Dir wird nichts geschehen, wenn du tust, was man dir sagt.«

Der Mann schwieg. Aber sein Blick flammte vor Zorn.

Balestrano trat einen weiteren Schritt auf ihn zu, hob den Arm und legte die rechte Hand auf die Schulter des Schwarzgekleideten. Seine Finger suchten und fanden einen bestimmten Nervenknoten an seinem Hals. Sehr sanft drückte er zu. »Du wirst antworten«, sagte er, ganz ruhig, doch mit sonderbar veränderter, irgendwie gleichzeitig monoton wie zwingend klingender Stimme. »Du wirst mir gehorchen, Bruder. Ich bin dein Freund. Du vertraust mir.«

Der Blick des Drachenkriegers begann sich zu verschleiern. Er zitterte. Kleine, glitzernde Schweißperlen erschienen auf seiner Stirn. Balestrano spürte, wie sein Widerstand zu wanken begann.

»Du vertraust mir«, sagte er noch einmal. Gleichzeitig verstärkte er den Druck seines Fingers und verdoppelte seine Anstrengungen, den geistigen Widerstand des Kriegers zu brechen.

Aber es war, als renne er gegen eine unsichtbare Mauer an. Kein normaler Mensch hätte sich dem suggestiven Zwang seines Blickes länger als einige Sekundenbruchteile widersetzen können, aber irgend etwas war im Geist des Kriegers, etwas Dunkles und Mächtiges, das nicht aus ihm selbst kam.

»Du vertraust mir!« sagte Balestrano zum dritten Mal. »Antworte! Wo liegt eure Burg?! Wie viele seid ihr?!«

Der Mann stöhnte. Ein Ausdruck entsetzlicher Furcht glomm in seinem Blick auf. Plötzlich begann er am ganzen Leibe zu zittern.

Und dann war er tot.

Es ging unglaublich schnell. Für den millionsten Teil einer Sekunde spürte Balestrano, wie die Mauer um seinen Geist zu wanken begann, Risse bekam und brach – und dann stieg irgend etwas Dunkles, Vernichtendes aus den Tiefen seines Geistes empor und zerstörte ihn. Der Krieger sackte in von Schmids Griff zusammen und hörte auf zu atmen.

»Großer Gott!« keuchte van Velden. »Was ist geschehen?«

»Das, was ich befürchtet habe«, seufzte Balestrano. Er gab von Schmid ein Zeichen, den Mann loszulassen, kniete neben ihm nieder und schloß mit einer fast behutsamen Bewegung seine weit geöffneten, leeren Augen. Seine beiden Begleiter schwiegen respektvoll, als er das Kreuzzeichen über dem Toten schlug und ihn segnete.

»Ein hypnotischer Bann«, sagte Balestrano, nachdem er wieder aufgestanden war. »Necron traut nicht einmal seinen eigenen Männern. Sie sterben, bevor sie ihn verraten können.« Er ballte in einem Anflug sinnlosen Zornes die Faust, wandte sich zu von Schmid um –

und erstarrte.

Auf dem Dünenkamm hinter dem Animal-Master war ein Schatten erschienen, die Silhouette eines Reiters, groß, schlank, in die Farbe der Nacht gekleidet und mit einem blitzenden Schwert in der Rechten. Balestrano war sicher, daß der Mann angegriffen hätte, hätte er ihn nicht in diesem Moment bemerkt.

Auch von Schmid fuhr herum und erblickte den Reiter. Mit einem erschrockenen Ruf zog er sein Schwert und wollte loslaufen.

Der Reiter riß sein Tier herum, gab ihm die Sporen und sprengte davon, und von Schmid blieb mit einem enttäuschten Knurren stehen. »Zum Teufel!« fauchte er. »Das hätte nicht passieren dürfen. Er wird uns verraten!«

»Er mag unser Hiersein verraten«, lenkte Balestrano ruhig ein, »aber Necron weiß nicht, wer wir sind. Noch, welche Kräfte uns zur Verfügung stehen.«

»Aber wenn er zu ihm reitet und Necron meldet, was er gesehen hat –, protestierte van Velden.

»Dann werden wir kämpfen müssen, Bruder«, unterbrach ihn Balestrano ruhig. »Dazu sind wir schließlich hier, oder?«

* * *

Nassirs Pferd brach zusammen, als er den Fuß des Berges erreichte. Das Tier strauchelte, verlor auf dem lockeren Sand das Gleichgewicht und fiel, und sein Reiter wurde im hohen Bogen aus dem Sattel geschleudert. Nur der weiche Wüstensand bewahrte ihn vor einer wirklich schweren Verletzung. Trotzdem blieb er sekundenlang benommen liegen, ehe er wenigstens die Kraft fand, sich auf Hände und Knie hochzustemmen.

Himmel und Erde begannen sich vor seinen Augen zu drehen. Sein Atem ging schnell und mühsam, und die Luft brannte wie Feuer in seinen Lungen. Aber er mußte weiter! Er mußte zurück und die Fremden melden, die dort draußen in der Wüste waren, nicht einmal eine Stunde vom Fuße des Berges entfernt.

Mit einer Kraft, von der der junge Drachenkrieger nicht einmal selbst wußte, woher er sie noch nahm, stemmte er sich auf die Füße und taumelte weiter.

Als er den schmalen, steingesäumten Weg zum Kastell fast erreicht hatte, trat eine Gestalt aus den Schatten hervor und hob die Hand. Nassir erschrak. Instinktiv zuckte seine Hand zum Dolch, obwohl er kaum mehr die Kraft hatte, sich auf den Beinen zu halten, geschweige denn zu kämpfen.

Aber dann erkannte er die schwarze Kleidung, das gleichfarbige Gesichtstuch und den schmalen Krummsäbel, den der Mann am Gürtel trug, und statt die Waffe zu ziehen, sank er mit einem erschöpften Seufzer auf die Knie. Er war am Ziel. Selbst wenn er nicht mehr die Kraft haben sollte, die Burg zu erreichen, konnte er die anderen warnen.

Der zweite Drachenkrieger trat auf ihn zu, blieb in wenigen Schritten Abstand stehen und sah auf ihn herab.

»Wer bist du?« fragte er scharf. »Was ist mit dir? Bist du verwundet?«

Nassir schüttelte den Kopf. »Nur… erschöpft«, stammelte er. »Warnen… du… mußt Necron… warnen.«

»Warnen?« Die Augen des anderen wurden schmal. »Wovor? Was ist geschehen? Rede endlich, Kerl!«

»Feinde«, keuchte Nassir. Ihm wurde übel. Sein Herz jagte immer schneller. Er war geritten wie nie zuvor in seinem Leben, und vielleicht würde er das Schicksal seines Tieres teilen und hier und jetzt sterben. Aber das war ihm gleich, solange er Necron und die anderen warnen konnte.

»Feinde«, wiederholte er. »Eine… eine ganze Armee. Draußen in… in der Wüste. Es sind… Hunderte.«

»Wovon redest du?« fragte der andere. »Was für eine Armee, zum Teufel?«

»Tempel… ritter«, stöhnte Nassir. »Geh und… warne Necron. Kümmere dich nicht um… um mich.«

Der andere schwieg einen Moment. Dann seufzte er, kam näher und hob die Linke an den Gesichtsschutz, während seine andere Hand den Dolch aus dem Gürtel zog. »Ich würde dir ja gerne den Gefallen tun, mein Freund«, sagte er, beinahe sanft. »Aber ich fürchte, ich muß mich um dich kümmern.«

Nassir verstand nicht, was das bedeutete. Mühsam sah er auf, kämpfte seine Übelkeit mit aller Macht nieder und versuchte auf die Füße zu kommen. Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, denn in diesem Moment zog der andere das schwarze Tuch von seinem Gesicht.

Nassirs Augen wurden rund vor Staunen. »Du?!« keuchte er.

»Ja«, antwortete der andere. »Ich. Es tut mir leid, Nassir.«

Nassir versuchte zu schreien, aber er kam nicht mehr dazu.

Er fühlte nicht einmal mehr die Dolchklinge, die ihn tötete.

* * *

Draußen, vor den unverglasten, aber vergitterten Fenstern, war die Sonne längst untergegangen, und bei aller Pracht, mit der die Kammer eingerichtet war, gab es keine Möglichkeit, Licht zu machen.

Trotzdem fand ich keinen Schlaf.

Unsere bizarre Unterhaltung hatte nicht mehr sehr lange gedauert. Necron hatte verkündet, daß er uns eine Nacht Bedenkzeit lassen wolle, um in aller Ruhe über sein Angebot nachzudenken, und uns von vier seiner schwarzvermummten Diener fortbringen lassen. Die Drachenkrieger hatten uns sehr höflich behandelt, aber es war jene Art von Höflichkeit gewesen, hinter der sich Unnachgiebigkeit verbarg.

Ich hatte protestiert, als ich begriff, daß Sitting Bull, Shadow und ich die Nacht getrennt verbringen sollten, aber natürlich hatte es nichts genutzt. Ich war hierher gebracht worden, in einen sehr behaglich, ja schon fast verschwenderisch eingerichteten Raum, dessen einziger Schönheitsfehler vielleicht die Tatsache war, daß seine Tür auf der Innenseite keine Klinke hatte, dafür aber einen sehr massiv aussehenden Riegel auf der anderen.

Eine Stunde später, vielleicht auch zwei, waren noch einmal zwei von Necrons Drachenkriegern erschienen und hatten ein Tablett mit Wein und einer sehr großzügig bemessenen Mahlzeit auf dem Tisch abgestellt.

Es stand noch immer dort, und es war noch immer unberührt. Ich hatte Hunger und Durst, und ich war müde, aber ich fühlte mich wie gelähmt, unfähig, an die profanen Bedürfnisse meines Körpers auch nur zu denken, geschweige denn, sie zu befriedigen. Hinter meiner Stirn tobte ein wahrer Vulkan von Gefühlen.

Priscylla. Sie war erwacht. Und ich hatte sie zurück. Ein Wort von mir, ein einziges, aus nur zwei Buchstaben bestehendes Wort, und sie wäre frei! Alles, wofür ich ein ganzes endloses Jahr gekämpft hatte, würde einen Sinn bekommen. Ich konnte Priscylla mit mir nehmen und mit ihr nach Hause gehen, ein normales Leben führen und…

Ja – und? Und was? dachte ich bitter.

Necron gehorchen? Zu seinem Sklaven werden? Ein Diener des Mannes, den ich wie nichts auf der Welt haßte und der mir letztendlich all dies angetan hatte? Lächerlich!

Aber sein Angebot ausschlagen und – selbst wenn er Wort halten und mich nicht töten würde (was schlichtweg undenkbar war) – ohne Priscylla fortgehen, sie in seinen Klauen zurücklassen?

Das war ebenso unmöglich.

Und was, flüsterte eine dünne, boshafte Stimme irgendwo in meinen Gedanken, wenn er recht hatte? Was, wenn er dieses eine Mal nicht log? Necron war ein Ungeheuer, ein Mann, der die Bezeichnung Mensch nicht einmal mehr verdiente – aber was, wenn er nicht log, sondern die Wahrheit gesagt hatte? Vielleicht war er ja nur das kleinere von zwei Übeln, und vielleicht…

Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Zum Teufel, es waren zu viele Vielleichts, und vielleicht war dies auch eine der Situationen, von denen ich gehört, die ich aber nicht wirklich für möglich gehalten hatte. Eine Lage, in der alles, was man tun konnte, falsch war. Ganz gleich, wie ich mich entschied – es war ein Fehler.

Ein leises Scharren drang in meine Gedanken.

Ich sah auf, blickte mich suchend um, konnte aber nichts Verdächtiges oder Außergewöhnliches erkennen und wollte mich schon zurückfallen lassen, als ich den Laut ein zweites Mal hörte, ein wenig deutlicher jetzt, so daß ich die Richtung auszumachen vermochte, aus der er kam; von der Tür her nämlich.

Mißtrauisch setzte ich mich ganz auf, schwang die Beine vom Bett – und erstarrte mitten in der Bewegung.

Die Tür schwang lautlos auf, nur einen Spaltbreit, und ein schmaler, irgendwie fließender Schatten huschte in mein Gefängnis. Einen Moment lang blieb er stehen, als überzeuge er sich davon, nicht bemerkt worden zu sein, dann drückte er die Tür hinter sich zu und wandte sich zu mir um. Für einen ganz kurzen Moment lag das Gesicht der Gestalt im silbernen Licht des Mondes, das durch die schmalen Fenster hereinströmte.

Ich unterdrückte im allerletzten Moment einen Schrei.

Es war Priscylla!

»Du?« keuchte ich. »Aber wieso –?«

Priscylla war mit einem Satz bei mir, legte warnend den Zeigefinger über die Lippen und machte mit der anderen Hand eine erschrockene Geste. »Nicht so laut, Robert!« flüsterte sie. »Wenn Necron merkt, daß ich hier bin, ist alles verloren!«

Ich verstummte gehorsam – was allerdings mehr an meiner Überraschung lag als etwa daran, daß ich in diesem Moment etwa begriffen hätte, was sie sagte.

Priscylla blickte noch einmal zur Tür zurück, dann trat sie vollends auf mich zu, warf sich mit einem kleinen, nur mühsam unterdrückten Schrei an meine Brust und umklammerte mich mit den Armen; so heftig, daß mir die Luft wegblieb. Instinktiv öffnete ich den Mund, um wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft zu schnappen.

Priscylla küßte mich.

Es war wie ein elektrischer Schlag.

Eine Sekunde lang stand ich starr da, wie gelähmt, dann schien etwas in mir aufzuflammen wie ein Stück zundertrockenes Holz, an das man eine Fackel hält. So heftig, daß es ihr weh tun mußte, preßte ich Priscylla an mich, erwiderte ihren Kuß und vergrub die Hände in ihrem Haar. Der klägliche Rest, der von meinem logischen Denken bisher noch geblieben war, wurde hinweggespült. Ich dachte nicht mehr, sondern spürte nur noch ihre Nähe, roch den Duft ihres Haares, spürte die berauschende Wärme ihres Körpers, den festen, aber sehr sanften Griff ihrer Finger in meinem Nacken...

Es dauerte lange, bis wir uns voneinander lösten, und es war Priscylla, die meinen Griff mit sanfter Gewalt sprengte, und den Kopf zur Seite drehte, um wenigstens die Lippen freizubekommen. Ihr Gesicht glühte. Etwas war in ihren Augen, was ich noch niemals darin gesehen hatte, und das wie ein Funken auf mich übersprang und mich abermals in Flammen setzte. Wieder wollte ich sie an mich ziehen und sie küssen, aber diesmal wehrte sie mich ab.

»Nicht, Robert«, sagte sie. »Noch nicht. Wir müssen reden.«

Gehorsam ließ ich sie los – aber nur, um sie sofort wieder an mich zu ziehen, diesmal aber sehr sanft. Plötzlich spürte ich, wie schlank und zerbrechlich ihr Körper war, und mir wurde klar, daß ich ihr mit meiner ersten stürmischen Umarmung weh getan haben mußte. Behutsam hob ich die Hand, streichelte mit nur zwei Fingern ihre Wange, und zog sie an mich, um ihre Augenlider zu küssen. Ich konnte spüren, wie Priscylla unter der Berührung meiner Lippen erschauerte.

»Du bist wach«, flüsterte ich. »Mein Gott, du... du bist wieder du selbst. Necron hat dich nicht –

»Necron ist ein Narr«, sagte Priscylla. »Ich war vom ersten Moment an wach.« Sie lächelte. »Aber ich dachte mir, daß es vielleicht besser wäre, wenn er das nicht weiß.« Sie lachte, schob mich ein Stückweit von sich fort und öffnete mit einer raschen Geste die Spange, die ihren

Mantel zusammenhielt. Darunter trug sie nichts als ein dünnes, halb durchsichtiges Gewand aus Seide, das von ihrem Körper mehr ent- als verhüllte.

Verblüfft starrte ich sie an, aber noch bevor ich irgend etwas sagen konnte, trat sie schon wieder auf mich zu, umschlang mich mit den Armen und verschloß meine Lippen mit den ihren. Ihre Hände glitten in meinen Nacken, spielten einen Moment lang mit meinem Haar und krochen tiefer. Gleichzeitig begann ihr linker Fuß an meiner Wade emporzukriechen, kitzelte einen Moment lang meine Kniekehle – und trat dann wo wuchtig hinein, daß ich das Gleichgewicht verlor und nach hinten kippte. Priscylla half der Entwicklung noch ein wenig nach, indem sie sich in diesem Augenblick noch fester an mich preßte. Ich fiel nach hinten, landete reichlich unsanft auf dem Bett und zog Priscylla mit mir.

Wieder vergingen sehr viele Minuten, ehe sich unsere Lippen voneinander lösten und Priscylla die Augen öffnete.

»Was... was tust du?« keuchte ich mühsam. Mein Herz jagte, und jeder einzelne Nerv in meinem Körper schien in Flammen zu stehen. Meine Hände, die noch immer auf Priscyllas Rücken lagen, zitterten.

Priscylla lachte leise. »Du stellst ziemlich dumme Fragen, findest du nicht?« sagte sie – während ihre Hände sich ganz und gar nicht mehr auf meinem Rücken befanden...

»Aber das... das ist Wahnsinn«, stammelte ich. »Bitte, Pri, wir dürfen nicht...«

»Was?« fragte sie harmlos.

»Das, was... was du da... machst...«

»Gefällt es dir nicht?« erkundigte sich Priscylla, gab mir jedoch keine Chance, zu antworten, sondern beugte sich abermals vor und küßte mich, diesmal so heftig, daß mir im wahrsten Sinne des Wortes die Luft wegblieb.

»Aber Necron!« protestierte ich mühsam.

Priscylla richtete sich ein wenig auf, legte den Kopf auf die Seite und sah mich nachdenklich an. »Wenn es dir mit ihm mehr Spaß machen würde, rufe ich ihn dir gerne«, erklärte sie ernsthaft. »Es sei denn...«

Sie sprach nicht weiter, sondern richtete sich mit einer plötzlichen

Bewegung auf, zog auch das dünne Nichts aus Seide mit einem Ruck über den Kopf und ließ sich wieder auf mich sinken. Ihre Hände machten dort weiter, wo sie vor Augenblicken aufgehört hatten.

Und ich für meinen Teil hörte auf, mich dagegen zu wehren. Nicht, daß mir das, was sie tat, direkt unangenehm gewesen wäre. Im Gegenteil. Ganz im Gegenteil…

* * *

Der Berg und die Festung ragten wie eine zornig geballte Faust aus schwarzem Stein gegen den Nachthimmel empor. Der Wind hatte sich gelegt, aber in der Wüste war noch immer Bewegung: ein Rascheln und Schaben hier, ein Huschen dort, ein leises Schleifen da… es war nichts Konkretes, nichts, worauf man deuten oder was man auch nur in Worte fassen konnte, aber es war da: Ein lautloses, aber unüberhörbares Flüstern und Wispern, irgendwo dicht jenseits der Wirklichkeit.

»Du spürst es auch, nicht wahr, Bruder Jean?«

Balestrano schrak aus seinen Gedanken hoch, drehte sich herum und erkannte Bruder van Velden in der schlanken Gestalt, die sich wie ein heller Schatten vom nachtdunklen Hintergrund der Wüste abhob. Er hatte nicht gehört, wie der Desert-Master nähergekommen war.

»Sie lebt«, fuhr van Velden fort, ohne auf eine Antwort Balestranos zu warten. »Die meisten Menschen halten sie einfach für ein Stück nutzloser Erde, auf dem nur Sand und Steine und allenfalls ein paar giftige Spinnen und Skorpione leben, aber das stimmt nicht. Die Wüste lebt. Und sie registriert sehr genau, wer sie betritt und was er tut.«

Jean Balestrano antwortete noch immer nicht. Er wandte sich wieder um und blickte zum Schatten der Bergfestung hinauf. Trotz ihres unheimlichen und angstmachenden Äußeren war sie nur als Schatten zu erkennen, wie ein kolossales schwarzes Loch in der Wirklichkeit. Man konnte nicht sehen, wo der natürlich gewachsene Fels aufhörte und das Mauerwerk der Drachenburg begann.

»Sie müssen jetzt bereits wissen, daß wir kommen«, murmelte van Velden, der seinen Blick bemerkt hatte. »Sie werden uns angreifen, sobald wir den Aufstieg beginnen.«

Balestrano sah ihn nachdenklich an. »Glaubst du?«

»Jedenfalls würde ich das tun«, sagte er. »Die Späher sind zurück. Das ist auch der Grund, aus dem ich dich gesucht habe. Was sie melden, gefällt mir nicht besonders. Dieser Berg.« Van Velden deutete mit einer Kopfbewegung auf den zyklopischen Schatten, der ein ganzes Drittel des Horizonts vor ihnen einnahm. »Es gibt nur einen einzigen Weg hinauf. Zehn Mann können ihn gegen eine Armee verteidigen.«

Balestrano schwieg. Van Veldens Worte überraschten ihn kein bißchen. Er wußte zehnmal besser als der Desert-Master, wie uneinnehmbar die Wüstenfestung Necrons war. Wären sie allein auf die Kampfkraft ihrer Krieger angewiesen, hätten sie auch mit der zehnfachen Anzahl von Männern keine Chance gehabt, sie zu stürmen.

Nach einer Weile wandte er sich schweigend um, bedeutete van Velden mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen, und ging zum Lager zurück, das zwischen zwei gewaltigen Sanddünen errichtet worden war. Selbst Balestrano staunte ein wenig, wie still und diszipliniert die fünfhundert Mann sich verhielten. Nicht der geringste Laut war zu vernehmen, und selbst ihre Gestalten schienen mit den Schatten der Nacht zu verschmelzen. Ein flüchtiges Gefühl von Stolz machte sich in ihm breit, als er zwischen den schweigend dahockenden Männern hindurchging.

Von Schmid, Hayworthy und de la Croix erwarteten ihn bereits, zusammen mit zwei anderen Männern; offensichtlich den Spähern, von denen van Velden gesprochen hatte.

Balestranos Blick huschte über die Gesichter der drei Master. Von Schmid starrte mit steinerner Miene ins Nichts, während sich auf Bruder Andrés Zügen ein eindeutig angespannter Ausdruck breitgemacht hatte. Nur Hayworthy sah aus wie ein freundlicher grauhaariger Großvater, der gerade überlegt, welches Märchen er seinen Enkeln vor dem Einschlafen erzählen sollte. Nichts an ihnen wirkte irgendwie verändert.

Und doch...

Balestrano spürte seine Anwesenheit überdeutlich. Er war da, unsichtbar und lautlos, wie ein übler Geruch, der sich in der Wirklichkeit festgesetzt hatte, wartend, bereit. Ein Wort von ihm, ja, ein Gedanke, würde genügen, ihn zu entfesseln, die vier noch immer ahnungslosen Master in lebende Kampfmaschinen zu verwandeln, denen kein noch so mächtiger Gegner standhalten konnte. Aber er würde seinen Preis verlangen.

Balestrano fühlte sich schuldig. Nicht wegen dem, was er bereits getan hatte, denn das hatte er tun müssen, sondern wegen dem, was er diesen vier Männern noch antun mußte…

»Wir sind bereit«, drang Bruder Andrés Stimme in seine Gedanken. Balestrano schrak beinahe schuldbewußt hoch, sah den Storm-Master einen Moment lang verwirrt an und rettete sich in ein Lächeln. Er hoffte, daß er und die drei anderen nichts von seiner Unsicherheit spürten. Aber selbst wenn, dann würden sie es sicher auf den bevorstehenden Kampf schieben.

Er nickte und wandte sich an einen der beiden Späher. »Was habt ihr herausgefunden?«

»Das, was wir erwartet haben«, antwortete Bruder Botho anstelle des Kundschafters. »Dieser Berg ist eine Festung. Eine Falle, wie sie perfekter nicht sein könnte.« Er seufzte. Eine steile Falte erschien zwischen seinen Brauen. »Es wird viel Blut kosten, uns den Weg zur Burg hinauf zu erkämpfen, Bruder Jean«, sagte er. »Hätten wir noch den Vorteil der Überraschung auf unserer Seite, könnte es uns gelingen, bis zur Burg vorzustoßen, ehe sie überhaupt merken, wie ihnen geschieht. Aber so…«

Er sprach nicht weiter, aber Balestrano hörte deutlich den Vorwurf in seiner Stimme. »Wie viele Krieger hast du gesehen?« fragte er den Kundschafter.

»Keinen«, antwortete der Mann. »Nicht direkt, jedenfalls. Es gibt ein kleines Kastell auf halber Höhe, das bemannt ist. Aber auf dem Weg selbst ist niemand.«

»Das ist es ja gerade, was mir nicht gefällt«, sagte Bruder Hayworthy stirnrunzelnd.

»Du vermutest eine Falle?«

Hayworthy antwortete erst gar nicht.

»Und wenn unser Kommen noch nicht gemeldet worden ist?« fragte van Velden plötzlich.

Von Schmid lachte leise. »Ein verlockender Gedanke«, sagte er. »Aber nicht sehr wahrscheinlich. Der Späher hat uns gesehen. Und er wird kaum die Freundlichkeit gehabt haben, an einem Herzschlag dahinzuscheiden, ehe er Necron alarmieren konnte.«

»Kaum«, gab van Velden gereizt zurück. »Aber möglich wäre es immerhin.«

»Was?« fragte von Schmid böse. »Daß er auf einem Felsen hockt und in der Nase bohrt, während er darüber nachdenkt, wie er seinem Herren die schlechte Nachricht besonders schonend beibringen kann?«

Van Velden fuhr herum. Balestrano sah, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten, als er drohend auf den mehr als einen Kopf größeren Deutschen zutrat. Von Schmid erwiderte seinen Blick gelassen.

»Brüder!« sagte Balestrano scharf. »Hört auf!«

Van Velden atmete hörbar ein, trat aber gehorsam zurück und wandte sich wieder um, während von Schmid ein leises, abfälliges Lachen hören ließ.

Balestrano erschrak. Schon jetzt? dachte er. Geht es schon los?

»Möglicherweise hat Bruder Nies recht«, sagte Hayworthy plötzlich. Von Schmid blickte überrascht auf, sagte aber nichts, und auch Balestrano wandte sich verwundert an den Schotten.

»Ich denke die ganze Zeit darüber nach«, fuhr Hayworthy fort. »Wenn ich dort oben in dieser Festung sitzen und über ein paar hundert Männer befehligen würde, wäre von unseren Kriegern jetzt schon keiner mehr am Leben. Diese Männer kennen sich hier aus, vergeßt das nicht. Necron müßte ein Narr sein, einen Angreifer so dicht an sich herankommen zu lassen. Für jemanden, der die Wüste kennt, ist ein zahlenmäßig überlegener Angreifer kein Hindernis.«

»Bruder Nies allein könnte es mit tausend von ihnen aufnehmen« sagte de la Croix ernsthaft. »Die Wüste würde sie verschlingen.«

»Aber das weiß Necron nicht«, antwortete Hayworthy ernst. »Bruder Nies hat recht – irgend etwas stimmt hier nicht. Vielleicht weiß Necron wirklich noch nicht, daß wir kommen. Es wäre Wahnsinn, würden wir diesen Vorteil verschenken.«

»Und was schlägst du vor?« fragte von Schmid abfällig.

»Wir sollten nur wenige Männer dort hinauf schicken«, sagte Hayworthy. »Ein kleiner Trupp. Zehn, allerhöchstens fünfzehn Männer. Genug, um das Kastell zu nehmen, aber auch nicht so viele, daß sie auffallen.«

»Fünfzehn Männer?« Von Schmid lachte böse. »Und ich nehme an, einer davon wirst du sein.«

Hayworthy nickte. »Und du, Bruder. Dazu noch dreizehn unserer besten Krieger. Und wir müssen schnell machen. In zwei Stunden wird es Tag. Dann wird man uns sehen, von der Burg aus.« Er drehte sich herum und sah fragend zu Balestrano hinüber. »Nun?«

Jean Balestrano zögerte lange. Aber schließlich nickte er.

* * *

Der Glassarg war zerborsten. Das obere Drittel des Deckels war schlichtweg verschwunden, als wäre es unter einem ungeheuren Hieb regelrecht pulverisiert worden. Breite, wild gezackte Risse zogen sich durch den Rest des kristallenen Gebildes, und auf dem blauen Samt, mit dem es ausgeschlagen gewesen war, waren häßliche braunrote Flecke.

»Er muß verwundet sein, Herr«, sagte der Drachenkrieger leise. »Auf den Kissen ist Blut. Und auch hier auf den Stufen – seht Ihr?«

Necron drehte sich langsam herum, blickte jedoch nicht in die Richtung, in die der ausgestreckte Arm des Mannes wies, sondern starrte ihm in die Augen. Der Drachenkrieger hielt seinem Blick weniger als eine Sekunde stand, dann senkte er hastig den Kopf. Obwohl sein Gesicht bis auf einen schmalen Streifen über den Augen vom schwarzen Tuch seiner Tracht verhüllt war, konnte Necron sehen, wie groß die Angst war, die er ausstand. Er hatte versagt. Und es gab nur eine einzige Strafe für einen Diener Necrons, der versagte.

»Wie konnte das geschehen?« fragte Necron leise.

Der Mann zögerte, ehe er antwortete. Seine Stimme zitterte, ganz leicht nur, aber doch hörbar. »Ich weiß es nicht, Herr«, sagte er. »Yaccor und ich haben unseren Posten nicht verlassen.«

Necron starrte ihn an, hob die Hand und ergriff die Schulter des Drachenkriegers. Seine dürren Finger krallten sich so heftig in den schwarzen Stoff seines Gewandes, daß der Mann vor Schmerz zusammenzuckte.

»Ihr habt eure Posten nicht verlassen, so?« schnappte er. »Und ihr habt auch nichts Verdächtiges gehört?«

»Nein, Herr«, sagte der Drachenkrieger. »Ich... ich schwöre Euch, daß es so war! Niemand hat den Saal betreten oder verlassen!«

Necrons Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Er ließ die Schulter des Mannes los, hob den Arm und ballte die Hand zur Faust, als wolle er ihn schlagen, tat es aber dann doch nicht, sondern fuhr mit einer abgehackten Bewegung herum und starrte zornig auf den zertrümmerten Glassarg herab.

»Er lebt«, flüsterte er. »Shannon lebt, und er ist wach. Ich fühle es. Ich kann seine Nähe spüren.«

»Soll ich... soll ich die Festung durchsuchen lassen?« fragte der Krieger. »Ich bin sicher, wir fangen ihn wieder, wenn er –

»Nein!« unterbrach ihn Necron hart. »Er würde euch alle töten. Und es ist auch nicht notwendig. Ich bin sicher, er wird zu mir kommen, wenn die Zeit reif ist.« Er schwieg einen Moment, dann fuhr er abermals herum und wies mit einer befehlenden Geste zum Ausgang. »Geh und alarmiere meine Garde«, sagte er. »Ich denke, es ist an der Zeit, unseren Gästen einen kleinen Besuch abzustatten.«

* * *

Von unten aus betrachtet hatte der Berg nicht einmal so hoch ausgesehen. Er war ein Koloß, massig und finster, aber nicht sonderlich hoch; wenigstens war es das, was Rupert Hayworthy geglaubt hatte.

Aber es stimmte nicht. Sie waren seit einer guten halben Stunde unterwegs, und der mißgestaltete Schatten der Burg auf seinem Gipfel war keinen Deut näher gekommen, fast als wüchse der Berg im gleichen Maße über ihnen empor, in dem sie ihn erklommen.

Bruder Hayworthy lächelte über diesen albernen Gedanken, aber es gelang ihm nicht vollends, ihn dorthin zurückzutreiben, wo er hergekommen war. Etwas blieb zurück; eine Unsicherheit, die ihm fremd war, und ein Gefühl körperloser Bedrohung, das ihn ängstigte.

»Nervös, Bruder Rupert?« fragte von Schmid spöttisch.

Hayworthy antwortete nicht gleich, sondern drehte nur den Kopf und sah den Herzog an, der wie er im Schutze eines mächtigen Felsblockes niedergekniet war und zum Turm des kleinen Kastells hinaufblickte. In

unregelmäßigen Abständen erschien ein Schatten hinter den sonderbar geformten Zinnen des bizarren Bauwerkes. Aber Hayworthy wußte, daß sie nicht in Gefahr waren, entdeckt zu werden.

Nach einer Weile nickte er. »Ein wenig«, gestand er. »Du nicht?«

Von Schmid zuckte die Achseln. »Vielleicht.« Er deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. »Wenn sie wissen, daß wir kommen, wird es nicht leicht werden. Dieser ganze Berg ist eine verdammte Festung.« Er seufzte. »Ich würde mich wohler fühlen, wenn wir ein paar gute Gewehre hätten, statt dieser Spielzeuge hier.« Er ließ die Linke auf das Schwert klatschen, das an seinem Gürtel hing.

Hayworthy lächelte dünn. Obwohl sie so verschieden waren, wie zwei Männer nur sein konnten, war er doch einer der wenigen Templer, zu denen Herzog Botho von Schmid so etwas wie Vertrauen gefaßt hatte; manchmal jedenfalls.

»Worum machst du dir Sorgen?« fragte er. »Du bist ein ausgezeichneter Fechter.«

»Das sind die Männer dort oben mit Sicherheit auch«, grollte von Schmid. »Zum Teufel, diese Hunde können uns aufreiben, wenn sie nur mit Steinen schmeißen!«

»Wenn Bruder Jean hören könnte, wie du redest, wäre er entsetzt«, sagte Hayworthy lächelnd.

Von Schmid grinste. »Er hört es ja nicht, oder?« Übergangslos wurde er wieder ernst. »Wir müssen dieses Kastell nehmen, Rupert, ganz gleich, wie.«

Hayworthy verstand sehr gut, was von Schmid mit diesen Worten wirklich sagen wollte, aber er ging nicht darauf ein. Er hatte Bruder Balestranos Warnung nicht vergessen.

Aber er wußte auch, daß von Schmid nur zu recht hatte. Man mußte kein Meisterstratege wie er sein, um zu erkennen, daß diese an sich winzige, halb aus dem Fels herausgemeißelte Festung allein reichte, eine ganze Armee aufzuhalten. Der Weg hier herauf war so schmal, daß zwei Männer nicht nebeneinander gehen konnten, und er verlief schnurgerade, ohne die allergeringste Deckung. Der Animal-Master hatte nicht übertrieben – ein einziger Mann, der hinter den Zinnen des Kastells stand, konnte eine Armee aufhalten, indem er nur mit Steinen warf.

»Wir warten noch«, sagte er schließlich.

Von Schmid schnaubte, widersprach aber nicht mehr, und für Minuten, die sich zu Ewigkeiten zu dehnen schienen, versanken sie wieder in Schweigen. Dann näherten sich fast lautlose Schritte ihrem Versteck, und eine geduckte Gestalt erschien zwischen den Felsen. Von Schmid hob für eine halbe Sekunde die Hand hinter seiner Deckung hervor, und der Templer huschte auf sie zu.

»Nun?« fragte Hayworthy hastig.

Der Krieger schüttelte den Kopf. »Nichts, Brüder«, sagte er. »Bruder Raimund und ich haben jeden Quadratzoll abgesucht.« Er deutete auf den schwarzen Schatten des Kastells. »Kein zweiter Eingang. Die Wände sind glatt wie Glas.«

Hayworthy seufzte. »Wachen?«

»Eine auf der anderen Seite«, bestätigte der Templer. »Und diesen dort oben. Sie scheinen sich sicher zu fühlen.«

»Ja«, grollte von Schmid, »Oder sie wollen, daß wir genau das denken.« Er schüttelte den Kopf und ballte gleich darauf zornig die Faust. »Wir müssen –

»Wir müssen tun, was Bruder Jean befohlen hat«, unterbrach ihn Hayworthy scharf. »Nichts anderes.«

Aber diesmal gab der Herzog nicht mehr nach. In seinen Augen blitzte es zornig auf. »Zum Teufel, was sollen wir tun? Das Kastell einfach stürmen? Das ist unmöglich, und das weißt du besser als ich, Rupert!«

Hayworthy setzte zu einer neuerlichen, scharfen Antwort an. Aber er sprach die Worte nicht aus, die ihm auf der Zunge lagen. Irgend etwas sagte ihm, daß es besser wäre, auf Balestranos Warnung zu hören. Wenn er von Schmid jetzt gestattete, seine besonderen Kräfte einzusetzen, dann verspielten sie vielleicht den einzigen Trumpf, den sie hatten.

Und trotzdem...

Sein Blick wanderte wieder zum Kastell. Die schwarzen Mauern aus geglätteter Lava waren nicht einmal sonderlich hoch – zehn, allerhöchstem fünfzehn Meter, schätzte er. Und er glaubte nicht, daß die winzige Festung mehr als ein Dutzend Männer beherbergte.

Aber von Schmid hatte trotzdem recht. Der Posten, der dort oben stand, patrouillierte in unregelmäßigen Abständen, und er schien nicht sonderlich aufmerksam zu sein. Aber die Pausen zwischen seinen Rundgängen waren niemals groß genug, als daß sie ausgereicht hätten, einen der Männer die Wand ersteigen zu lassen. Und sie konnten sich nicht auf einen langen Kampf einlassen, selbst wenn sie ihn gewannen. Ein einziger Schrei, und keiner von ihnen würde die Burg auf dem Berggipfel erreichen.

»Bitte, Rupert«, sagte von Schmid. »Laß mich den Posten ausschalten. Nicht mehr. Bruder Jean wird es nicht einmal merken!«

Hayworthy hätte erschrecken müssen, denn was von Schmid vorschlug, war Ketzerei. Die Worte des obersten Tempelherrn waren Gesetz.

Aber zum ersten Mal in seinem Leben war sich Sir Rupert Hayworthy nicht mehr ganz sicher, ob Jean Balestrano nicht irrte. Irgend etwas war mit ihm geschehen, etwas, das er selbst nicht verstand und das ihn erschreckte – aber er hatte sich verändert. Und es war eine Veränderung, die noch lange nicht abgeschlossen war, das spürte er.

»Gut«, sagte er schließlich. »Tu es. Aber nur diesen Mann. Niemanden sonst.«

Botho von Schmid nickte. »Niemanden sonst.« Einen Moment lang blickte er Hayworthy noch ernst an, dann wandte er sich um, blickte zum Kastell hinauf und hob die linke Hand. Ein angespannter Ausdruck erschien auf seinen Zügen...

... während der Wächter, fünfzehn Meter über ihnen, aus dem Turm heraustrat und seine ruhelose Wanderung hinter den gerundeten Zinnen des Kastells fortsetzte. Er war nicht sehr aufmerksam. Das war nicht nötig, denn seine Wache hatte mehr symbolische Bedeutung als irgendeinen praktischen Nutzen. Sie waren sicher hier oben, sicherer als an irgendeinem anderen Ort auf der Welt, und das schon einzig aus dem Grund, weil niemand von ihrem Hiersein wußte. Und der Wahnsinnsschirm rings um den Berg würde nachhaltig dafür sorgen, daß auch niemand durch Zufall den Berg fand, der auf keiner Karte verzeichnet war.

Trotzdem erfüllte der Mann seine Aufgabe gewissenhaft, wenn auch mit mäßigem Engagement.

Aber vermutlich wäre ihm der kaum daumengroße Schatten, der hinter ihm über die Zinnen huschte und auf dürren Beinchen hinter

ihm hertrippelte, auch entgangen, wenn er aufmerksamer gewesen wäre.

Der Skorpion lief mit einer für seine Art vollkommen untypischen Zielsicherheit auf den hochgewachsenen Mann zu, verhielt aber dann plötzlich mitten in der Bewegung, gelenkt von einem Willen, der nicht der seine war. Seine Fühler zuckten nervös hin und her, und vielleicht begriff er auch mit seinem primitiven Verstand, daß er etwas tat, wofür er überhaupt keinen Grund hatte. Aber seine Intelligenz reichte bei weitem nicht aus, sich gegen den Zwang dieses fremden Willens aufzulehnen.

Er hatte auch nicht genug Geist, sich zu wundern, als plötzlich ein zweiter und dritter Schatten neben ihm erschienen, beide kaum größer als er selbst: Ein weiterer Skorpion, und neben ihm, in friedlicher Eintracht, eine haarige graue Wüstentarantel, nur halb so groß wie eine Kinderfaust, aber ebenso giftig wie die beiden Skorpione.

Die Tiere warteten, während der Wächter seine Runde beendete, am jenseitigen Rand des Wehrganges einen Moment stehenblieb und sich dann umwandte, um gemächlich zurückzugehen.

Als er noch drei Schritte von den drei winzigen Killern entfernt war, gewahrte er eine Bewegung aus den Augenwinkeln.

Er blieb stehen, runzelte die Stirn und beugte sich vor, um aus zusammengepreßten Augen auf die beiden Käfer herabzublicken, die neben ihm auf der Mauerkrone erschienen waren.

Es waren ausgesprochen häßliche Tiere – zehn Zentimeter lange Miniatur-Ungeheuer mit scharfen Zangen und langen glänzenden Beinen, die sehr selten waren und in diesem Teil der Wüste im Grunde nichts verloren hatten. Der Mann wußte, daß die Tiere nicht ungefährlich waren; schon der Biß eines einzigen konnte zu schwerem Fieber und Krämpfen führen. Aber er war kein bißchen beunruhigt, sondern allerhöchstens verwundert. Und fast dankbar für die Abwechslung im monotonen Einerlei seiner Wache.

Einen Moment lang betrachtete er die beiden Käfer, dann zog er einen Dolch aus dem Gürtel und stubste eines der Tierchen behutsam mit der Spitze an.

Im gleichen Moment kroch der erste Skorpion in sein rechtes Hosenbein.

Der Mann bemerkte es nicht einmal. Ein dünnes, schadenfrohes Lächeln erschien auf seinen Lippen, während er den Käfer auf den Rücken warf und zusah, wie er hilflos mit den Beinen strampelte.

Der zweite Skorpion kroch in sein linkes Hosenbein, während die Spinne an seinem Umhang emporzuklettern begann und sich lautlos seinem Nacken näherte.

Auch das bemerkte er nicht. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, den zweiten Käfer mit dem Dolch auf die Mauerkante zuzutreiben, wo er in die Tiefe stürzen mußte.

Aber er kam niemals dazu, sein grausames Spiel zu Ende zu bringen. Ein dünner, aber sehr tief gehender Schmerz schoß plötzlich durch seine rechte Wade. Er keuchte, fuhr herum und schlug instinktiv mit der flachen Hand nach der schmerzenden Stelle.

Irgend etwas knackte: sehr leise, aber deutlich, dann rutschte ein winziges hartes Etwas an seinem Bein hinab und kollerte über den Boden.

Die Augen des Mannes weiteten sich entsetzt, als er den zermalmten Skorpion erkannte. Ein halblauter, krächzender Schrei kam über seine Lippen.

Dann stach der zweite Skorpion zu.

Der Wächter keuchte, machte einen Schritt nach vorne und fiel. Seine Beine hatten mit einem Male nicht mehr die Kraft, das Gewicht seines Körpers zu tragen. Mühsam wälzte er sich herum, versuchte sich auf Hände und Knie hochzustemmen.

Plötzlich berührte etwas seinen Nacken. Ganz leicht nur, beinahe sanft.

Aber nur für eine Sekunde. Dann schoß ein stechender Schmerz durch seinen Hals.

Der Mann bäumte sich auf, wollte schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Dem Schmerz folgte eine Woge betäubender Lähmung. Seine Muskeln verkrampften sich. In seinem letzten, verzweifelten Aufbäumen warf er sich herum, griff in seinen Nacken und spürte etwas Kleines, Haariges zischen den Fingern. Er zerquetschte es.

Aber er war tot, ehe er auch nur begriff, was ihn umgebracht hatte...

… und Bruder von Schmid richtete sich mit einem erschöpften Seufzen auf. Schweiß bedeckte seine Stirn und als er zu Hayworthy hinübersah, verschwamm die Gestalt des grauhaarigen Schotten für einen Moment vor seinem Blick.

»Was hast du?« fragte Hayworthy besorgt.

»Nichts«, antwortete von Schmid ausweichend. »Es war… sehr anstrengend. Ich… bin wohl etwas müde.«

Hayworthy antwortete nicht, aber sein Blick sagte sehr deutlich, daß er sich mit dieser Antwort alles andere als zufrieden gab.

Und es war auch nicht die Wahrheit, dachte von Schmid schaudernd.

Die Wahrheit war, daß es ihm noch niemals so leicht gefallen war, Macht über den Willen eines Tieres zu erlangen wie jetzt.

Und daß er noch niemals zuvor eine solche Freude am Töten verspürt hatte wie heute. Ein winziges Stückchen von ihm war im Geist der fünf Tiere gewesen, die den Drachenkrieger getötet hatten.

Gott, dachte von Schmid schaudernd. Was geschieht mit mir?

Aber er bekam keine Antwort.

Nur tief, sehr sehr tief in sich, glaubte er ein dunkles böses Lachen zu hören.

* * *

Priscylla blieb länger als zwei Stunden, und wir verbrachten nur die letzten zehn oder fünfzehn Minuten dieser Zeit mit Reden (was aber nun ganz und gar nicht heißt, daß wir uns in der übrigen Zeit etwa gelangweilt hätten…).

Als sie sich – es mußte lange nach Mitternacht sein, wenn meine innere Uhr nicht vollends durcheinandergeraten war – schließlich auf dem Bettrand aufsetzte und nach ihrem Negligé angelte, fühlte ich mich so erschöpft und ausgelaugt wie selten zuvor in meinem Leben – allerdings auf eine höchst angenehme Art und Weise. Meine Glieder schienen mit Blei gefüllt zu sein, und ich mußte schon alle Willenskraft aufbieten, auch nur die Lider zu heben und zu ihr aufzusehen.

Der Anblick, der sich mir bot, entschädigte mich allerdings bei weitem für diese kleine Anstrengung, denn Priscylla war gerade damit beschäftigt, ihr Kleid über den Kopf zu streifen, wodurch sie mir noch einmal ihre phantastische Figur präsentierte, in einer so aufreizenden, aber dabei ganz und gar nicht anzüglichen Pose, daß ich für einen Moment ernsthaft überlegte, meinen inneren Schweinehund in seine Hütte zurückzuschicken und unsere Unterredung um einen weiteren Diskussionspunkt zu verlängern.

Aber dazu war ich im Grunde viel zu müde, und so beschränkte ich mich darauf, sie weiterhin anzublicken und mich mit dieser Art der Sinnesfreuden zu begnügen.

Priscylla mußte meinen Blick wohl bemerkt haben, denn sie hielt plötzlich inne, blickte auf mich herab und zog in übertrieben dargestelltem Ärger die Nase kraus.

»Was starrt Er mich so an, unverschämter Lümmel?« fragte sie in geschauspielerter Empörung. »Weiß Er nicht, was sich gehört, wenn Er einer Dame schon die Peinlichkeit nicht ersparen kann, im gleichen Raum zu sein, wenn sie sich ankleidet?«

»Und ob er das weiß«, murmelte ich und streckte die Hand nach ihr aus. Aber Priscylla wich blitzschnell zurück, schlug mir auf die Finger und ballte drohend die Faust vor meiner Nase.

»Benimm dich, du Lustmolch!« sagte sie drohend. »Oder ich schreie um Hilfe!«

»Das ist eine Drohung«, gab ich zurück. »Du allein hast mich ja schon fast an den Rand eines Herzschlages –

Priscylla erstickte den Rest meines Satzes, indem sie sich auf mich warf, meine Arme mit den Knien auf das Bett nagelte und sich über mich beugte, um mich abermals zu küssen. Mühsam bekam ich eine Hand frei und wollte sie erneut umarmen, aber wieder wich sie mir aus, zwar noch immer lachend, aber auf eine Art und Weise, die mir ziemlich eindeutig sagte, daß diese Ablehnung endgültig war.

Ich setzte mich auf, rutschte in eine halbwegs bequeme Lage und sah sie an. »Du erstaunst mich immer wieder, Pri«, sagte ich.

»Wieso? Ich habe niemals behauptet, eine Nonne zu sein, oder? Und schließlich habe ich länger als ein Jahr auf dich gewartet.«

»Es hat sich gelohnt, oder?«

Priscylla kicherte. »Was willst du hören, mein Held? Daß ich dich für den Größten halte?«

»Wieso halte?« entgegnete ich beleidigt. »Ich bin es, oder etwa nicht?«

Diesmal lachte Priscylla nicht, und mit einem Male spürte ich, daß sie nicht nur hierhergekommen war, um mit mir zu schlafen. »Was hast du?« fragte ich. Ich setzte mich auf, schlüpfte in meine Beinkleider und rutschte auf der Bettkante zu Priscylla hinüber. Sie zitterte, als ich die Hand um ihre Schulter legte.

»Du bist in Gefahr, Robert«, sagte sie, mit einem Male sehr leise und sehr ernst. »Und nicht nur du. Auch der Indianer, der dich begleitet, und diese... wie hast du sie genannt?«

»El-o-hym.«

»El-o-hym...« Priscylla wiederholte den Namen auf sonderbare Weise. »Weißt du eigentlich, was das bedeutet?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann schau in der Bibel nach«, sagte Priscylla.

»Warum sagst du es mir nicht?«

Priscylla schüttelte den Kopf und löste sich aus meiner Umarmung, wich aber nicht von mir fort, sondern schmiegte sich weiter an meine Seite. Es war ein unbeschreiblich wohltuendes Gefühl, eine Wärme und Geborgenheit, die sich mit Worten nicht beschreiben ließ. Für einen Moment schoß mir ein vollkommen verrückter Gedanke durch den Kopf: Ganz gleich, was jetzt geschah – selbst wenn ich in der nächsten Minute sterben sollte: es hatte sich gelohnt.

»Du würdest es mir ja doch nicht glauben«, fuhr Priscylla fort, meine Frage mit einiger Verspätung beantwortend. »Und ich bin auch nicht hier, um über Shadow zu sprechen. Ich glaube, du kannst ihr vertrauen. Es geht um Necron. Du... du darfst ihm nicht glauben, Robert. Ganz gleich, was er dir bietet, glaube ihm nicht.«

Ich antwortete nicht. Alles in mir schrie danach, Priscyllas Warnung zuzustimmen, und doch... Er hatte uns Gastfreundschaft und Sicherheit versprochen, wenn auch nur für eine Nacht, und wir hatten sie bekommen. Er hatte mir Priscylla versprochen, und ich hielt sie in den Armen...

»Und wenn er recht hat?« fragte ich, einer direkten Antwort ausweichend. »Du hast gehört, was er über Hastur gesagt hat. Und ich habe mit eigenen Augen gesehen, was geschehen ist.«

»Du kennst Necron nicht!« widersprach Priscylla heftig.

»Kennst du ihn denn?«

Priscylla zögerte einen ganz kurzen Moment, dann nickte sie. »Besser als du«, behauptete sie. »Vergiß nicht, daß ich länger als ein Jahr seine Gefangene war.« Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten so heftig, daß ich sie instinktiv fester an mich preßte. Was mochte sie erlitten haben in diesem einen Jahr? Welche unvorstellbaren Qualen mußte sie ausgestanden haben, eingekerkert in ihren eigenen Körper, nichts als ein Geist, abgeschnitten von allen äußeren Eindrücken?

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es sein mußte: blind, taub, gelähmt, unfähig, irgend etwas zu empfinden oder zu fühlen; eine Ewigkeit lang. Der Gedanke war so entsetzlich, daß sich etwas in mir dagegen sträubte, ihn auch nur zu denken.

Aber ich fragte Priscylla nicht danach, und nach einer Weile redete sie von sich aus weiter.

»Er hat mich in diesen magischen Schlaf versetzt«, begann sie. »Aber ich habe nicht immer geschlafen. Necron hat... ich weiß nicht genau, was, aber er hat wohl versucht, so etwas wie einen geistigen Kontakt mit mir herzustellen. Vielleicht, um mehr über dich zu erfahren. Aber dabei habe ich auch eine Menge über ihn in Erfahrung gebracht, Robert. Ich... ich weiß, wer er wirklich ist.«

»Wer er wirklich ist?« wiederholte ich verwirrt. »Willst du damit sagen, daß Necron nicht Necron ist?«

»Natürlich«, antwortete Priscylla. »Er ist ein Magier, ein uralter, unglaublich mächtiger Magier, und die Gestalt, in der du ihn kennst, ist nicht seine einzige. Er... er wechselt seinen Körper wie du dein Hemd. Er ist alt, Robert, uralt.«

»Ich weiß«, antwortete ich. Ich begriff noch immer nicht wirklich, worauf Priscylla hinauswollte. Vielleicht wollte ich es auch nicht begreifen. »Er muß an die hundert Jahre alt sein.«

»Hundert?« Priscylla lachte, aber es klang nicht sehr amüsiert. »Hunderttausend kommt der Sache wohl näher, Robert.«

Eine Sekunde lang starrte ich sie an, unfähig, zu begreifen, was sie gerade gesagt hatte. Ich ließ ihre Schulter los, rückte ein Stück von ihr weg und sah ihr fassungslos in die Augen. »Willst du damit sagen, Necron ist… ist unsterblich?« keuchte ich.

»In gewissem Sinne, ja«, bestätigte Priscylla. »Sein Körper ist verwundbar und sterblich wie jeder andere auch, aber er vermag ihn zu verlassen. Necron ist Necron, wie du ihn kennst, aber er war vorher auch der Marquis de Sade, Attila, der Hunnenkönig, Nero…« Sie breitete die Hände aus. »Die Reihe ließe sich beliebig lang fortsetzen, Robert. Necron ist das lebende Böse. Er ist eine Legende, die zum Leben erwacht ist, und die weiterleben wird, selbst wenn du seinen Körper zerstörst.«

»Aber wenn… wenn das stimmt«, stammelte ich, »dann ist er unbesiegbar. Dann ist unser Kampf sinnlos!«

»Nein«, widersprach Priscylla. »Auch er kann besiegt werden. Ich weiß nicht, wie, und ich weiß nicht, womit und wann, aber nichts, was irgendwie lebt, kann nicht auch irgendwie zerstört werden. Du darfst ihm nicht trauen, Robert. Es wäre dein Tod, meiner, der Shadows und zahlloser anderer auch.«

»Und was sollen wir tun?« fragte ich. »Necron wird uns nicht freiwillig gehen lassen. Und ein offener Kampf gegen seine Drachenkrieger wäre Selbstmord. Wir sind hier im Zentrum seiner Macht, Priscylla. Er kann uns mit einer Handbewegung vernichten.«

»Und er würde es tun, wenn er wüßte, daß ich hier bin«, fügte Priscylla hinzu. »Aber ich habe einen Plan. Morgen früh, wenn –

Priscylla brach erschrocken ab und blickte zur Tür, und auch ich sah auf, denn in diesem Moment wurden draußen auf dem Gang harte polternde Schritte laut, und eine Stimme begann in einer mir fremden Sprache Befehle zu erteilen.

»Necron!« keuchte Priscylla. »Er… er kommt hierher, Robert!«

Wie um ihre Worte zu bestätigen, brachen die Schritte mit einem Male ab, und dann hörte ich ein dumpfes Poltern und Knirschen, als der mächtige Riegel auf der anderen Seite der Tür zurückgeschoben wurde.

»Halte ihn auf, Robert!« flüsterte Priscylla entsetzt. »Wenn er mich hier findet, tötet er dich! Schnell!« Und damit versetzte sie mir einen Stoß, der mich in die Höhe und auf die Tür zutaumeln ließ, bevor ich

überhaupt begriff, wie mir geschah.

Die Tür wurde aufgestoßen, noch ehe ich sie erreichte. Zwei von Necrons schwarzgekleideten Drachenkriegern stürmten in den Raum, beide mit gezückten Klingen. Der eine versetzte mir einen Stoß, der mich zur Seite und gegen die Wand prallen ließ, während der andere mit zwei, drei raschen Schritten das Zimmer durchquerte und mit gespreizten Beinen hinter mir Aufstellung nahm.

Dann trat Necron selbst ein.

Anders als am Tage zuvor trug er ein einfaches, schwarzes Gewand aus Seide, dessen einziger Schmuck eine barbarische Gürtelschließe aus Silber war. Er sah müde aus. Unter seinen Augen lagen dunkle, tief eingegrabene Ringe, und seine Haut hatte einen ungesunden grauen Schimmer. Er wirkte wie ein Mann, der unvermittelt aus dem Schlaf gerissen worden war.

Und entsprechend war auch seine Laune.

Ohne mich mehr als eines einzigen, allerdings alles andere als freundlichen Blickes zu würdigen, ging er an mir vorbei, blieb in der Mitte des Zimmers stehen und drehte sich einmal im Kreis. Mein Herz machte einen schmerzhaften Hüpfer bis in meinen Hals hinauf, als ich sah, wie sein Blick auf dem zerwühlten Bett haften blieb.

Von Priscylla war keine Spur zu entdecken, aber die Auswahl an Verstecken war nicht sonderlich groß – sie mußte sich entweder unter der Decke verkrochen haben, die wie durch Zufall zu einem unordentlichen Haufen am Fußende des Bettes zusammengeknüllt war, oder hinter dem Vorhang stehen, der einen Teil der Wand verdeckte.

Necron wandte sich wieder an mich. Sein Blick war hart wie Stahl, und das Lächeln in seinen Augen eine reine Farce. »Verzeihen Sie die Störung, Mister Craven«, sagte er kalt. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.«

»Nicht direkt«, antwortete ich nervös. »Was ist geschehen?«

Wieder wanderte Necrons Blick zu dem zerwühlten Bett. Mein Herz raste wie ein Hammerwerk. Necron mußte schon blind sein, nicht zu sehen, daß hier etwas nicht stimmte!

»Mir scheint, Sie haben einen sehr unruhigen Schlaf«, fuhr er fort. »Oder ist Ihnen das Abendessen nicht bekommen? Unsere Küche ist

nicht jedermanns Sache, das gebe ich zu.« Er drehte sich um, trat ganz dicht an das Bett heran, streckte die Hand nach der Decke aus, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, sondern sah mich über die Schulter hinweg an und lächelte dünn. »Sie gestatten, daß ich Ihr Bettzeug ein wenig ordne?« fragte er.

Mit einem einzigen Ruck riß er die Decke herunter.

Das Bett war leer.

Während sich der Raum ganz allmählich um mich herum zu drehen begann, sah Necron einen Moment lang mit zornig zusammengepreßten Lippen auf das weiße Laken herab, fuhr plötzlich herum und starrte den Vorhang an, das einzige Versteck im Zimmer, das groß genug war, mehr als einen kleinen Hund zu verbergen. Wieder sah er mich an, und wieder erschien dieses kleine, böse Lächeln auf seinen Lippen. Er drehte sich herum, ging auf den Vorhang zu und hob die Hand.

»Necron!«

Necron blieb stehen. Ich sah, wie sich seine linke Hand fast unmerklich bewegte. Hinter mir waren plötzlich ganz leise Schritte.

»Ja, Mister Craven?« fragte er lauernd. »Wollten Sie mir etwas sagen?«

Meine Kehle war wie zugeschnürt. Nervös fuhr ich mir mit der Zungenspitze über die Lippen. Ich war mir durchaus der Tatsache bewußt, daß ich mich so unauffällig benahm, wie es überhaupt nur ging. Aber wenn er diesen Vorhang herunterriß, dann würde er Priscylla entdecken!

»Was wollen Sie hier?« fragte ich. »Warum kommen Sie mitten in der Nacht hierher und wecken mich auf?«

»Reine Gastfreundschaft, Mister Craven, reine Gastfreundschaft«, sagte Necron lächelnd. »Ich möchte mich nur persönlich davon überzeugen, daß Sie auch gut untergebracht sind. Sehen Sie, dieser Vorhang hier zum Beispiel – wie leicht könnte sich irgendwelches Ungeziefer dahinter verbergen? Eine Spinne oder eine Ratte – oder gar ein Einbrecher?« Und damit zerrte er den Vorhang samt einem Teil der Messingstange, die ihn hielt, herunter.

Aber dahinter war nur die Wand. Priscylla war fort!

* * *

Es war beinahe zu leicht.

Bruder Hayworthy war der erste gewesen, der die Mauer erklommen hatte, den Dolch zwischen den Zähnen und jeden Nerv bis zum Zerreißen angespannt. Aber seine Vorsicht hatte sich als überflüssig erwiesen. Der Leichnam des Drachenkriegers war das einzige Zeichen menschlichen Lebens weit und breit, und trotz des flackernden rötlichen Fackellichtes, das aus den schmalen Fenstern des Kastells drang, lag die Festungsanlage wie ausgestorben unter ihnen. Einer nach dem anderen waren auch die übrigen Krieger über die abgerundeten Zinnen der Mauer gestiegen, Bruder von Schmid als letzter. Zwei der Männer waren davongehuscht, um sich des zweiten Postens anzunehmen, der auf der anderen Seite der Festung patrouillierte. Sie waren bisher nicht zurückgekommen, aber das besagte nichts. Rupert Hayworthy war sehr sicher, daß sie ihre Aufgabe zuverlässig erfüllen würden. Seine ganze Aufmerksamkeit galt jetzt der Festung.

Der rechteckige Innenhof des kleinen Kastells lag wie ausgestorben unter ihnen, ein schwarzes Loch, dessen Boden nicht zu erkennen war. Aus einem der schmalen Fenster sickerte rotes Licht, aber es wirkte seltsam irreal, als gehöre es nicht in diesen Teil der Welt und hätte sich nur hierher verirrt. Kein Laut war zu hören. In Gedanken korrigierte Hayworthy seine Schätzung über die Größe der Kastellbesatzung um ungefähr die Hälfte nach unten.

Botho von Schmid deutete mit einer fragenden Geste auf den Turm, aus dem der Wächter gekommen war. Hayworthy nickte. Wahrscheinlich würden sie dort eine Treppe finden, die nach unten führte. Und wenn nicht, waren sie dort drinnen zumindest vor einer zufälligen Entdeckung sicher.

Er schob den Dolch in den Gürtel, zog statt dessen sein Schwert und trat als erster durch die niedrige Tür. Dahinter lag ein kleiner, bis auf einen lehnenlosen Stuhl vollkommen leerer Raum. Ein Teller mit kaltem Fleisch und ein großer Krug mit Wasser standen auf dem Boden, und in der gegenüberliegenden Wand war ein zweiter Durchgang, hinter dem die ersten Stufen einer steil in die Tiefe führenden Treppe sichtbar waren. Rötliches Licht drang aus der Tiefe des Treppenschachtes empor, und als Hayworthy einen Moment lauschte, hörte er leise murmelnde Stimmen, dann ein kehliges Lachen.

»Sie scheinen wirklich nicht zu wissen, daß wir hier sind«, flüsterte von Schmid neben ihm. Er runzelte verwirrt die Stirn. »Aber wieso? Der Kundschafter muß uns doch gemeldet haben.«

Hayworthy überlegte einen Moment, dann zuckte er mit den Achseln. »Ich verstehe es auch nicht«, murmelte er. »Wenn es eine Falle ist, dann die raffinierteste, die ich je gesehen habe.« Aber das glaubte er nicht wirklich. Er spürte einfach, daß sich die Männer dort unten am Ende der Treppe sicher fühlten. Er hatte zu viele Kämpfe erlebt, um nicht einfach zu fühlen, ob er in eine Falle lief oder nicht. Jean Balestrano hatte ihn nicht umsonst zum War-Master des Ordens gemacht.

Er bedeutete von Schmid mit einer Geste, von nun an still zu sein, wechselte das Schwert von der rechten in die linke Hand und näherte sich auf Zehenspitzen der Treppe. Das Stimmengemurmel und Lachen wurde lauter. Er blieb stehen, lauschte abermals und schlich weiter, noch immer mit angehaltenem Atem und jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt.

Aber der kam nicht. Unbehelligt erreichten Hayworthy, von Schmid und ihre Begleiter die Treppe, schlichen die ausgetretenen Stufen hinab und blieben vor der letzten Biegung der eng gewendelten Treppe stehen. Das rote Licht war heller geworden, und mit den Stimmen wehte ein Hauch angenehmer Wärme und der Duft von gebratenem Fleisch zu ihnen herüber.

Hayworthy tauschte einen raschen Blick mit von Schmid. Der deutsche Herzog nickte. »Keine Gefangenen«, flüsterte er.

Dann stürmten sie los.

Hinter der Treppe lag ein weitläufiger, nur spärlich möblierter Raum, der den größten Teil der gesamten Festung einnehmen mußte. An einem Tisch vor der rückwärtigen Wand saßen fünf Gestalten, alle in schwarze, burnusartige Gewänder gekleidet, die auch von ihren Gesichtern nur schmale Streifen über Augen und Nasenwurzel freiließen. Und ihre Überraschung war vollkommen.

Hayworthy zog seinen Dolch und schleuderte ihn, noch ehe der erste Drachenkrieger auch nur Zeit fand, einen überraschten Schrei auszustoßen. Die Klinge zuckte wie ein silberner Blitz durch die Luft, bohrte sich in den Rücken eines der Krieger und tötete ihn auf der Stelle. Die anderen sprangen erschrocken auf und griffen nach ihren Waffen.

Sie hatten keine Chance.

Hayworthy und von Schmid fuhren lautlos unter sie und ließen ihre Klingen pfeifen.

Schon ihr erster, ungestümer Angriff tötete zwei der vier überlebenden Männer. Die beiden anderen versuchten sich zurückzuziehen, aber sie überlebten ihre Kameraden nur um Sekunden.

Der Kampf dauerte nicht einmal ganz fünf Sekunden. Keiner von Hayworthys und von Schmids Begleitern kam auch nur dazu, seine Waffe zu heben.

Aber es war noch nicht vorbei.

Hayworthy stand mit gespreizten Beinen über dem Mann, den er zuletzt erstochen hatte. Seine Hände umklammerten das Schwert, und irgend etwas Finsteres, unglaublich Machtvolles umklammerte gleichsam seinen Geist. Hayworthy verspürte mit einem Male das schreckliche Bedürfnis, seine Klinge zu nehmen und in den reglosen Körper vor seinen Füßen zu treiben. Natürlich tat er es nicht, aber es kostete ihn ungeheuere Anstrengung, und er spürte, wie dieses furchtbare Etwas in ihm stärker und stärker wurde. Es war wie ein Ungeheuer, das bis zu diesem Moment tief in seiner Seele geschlummert hatte und das nun erwacht war.

Er stöhnte. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Seine Hände begannen zu zittern. Töte! wisperte eine Stimme in ihm. Töte!

Hayworthy sah auf. Von Schmids Gesicht schien vor ihm auf und ab zu tanzen, immer wieder zu verschwimmen, als woge ein unsichtbarer Nebel vor seinem Gesicht. Aber er sah trotzdem, daß es dem Animal-Master nicht anders erging als ihm. Auch in seinen Augen flackerte das Grauen.

»Was... was ist... das, Bruder Botho?« flüsterte er. »Was geschieht mit uns?«

Von Schmid antwortete nicht, sondern stieß ebenfalls ein fast qualvolles Stöhnen aus. Blasiger Schaum erschien auf seinen Lippen, und für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht wirklich. Hayworthy begriff, daß er die gleichen Höllenqualen ausstand wie er selbst.

Und es wurde dunkel.

Das dunkle Etwas in Hayworthys Geist wuchs, krallte sich in sein

Bewußtsein und schaltete seinen Willen Stück für Stück aus. Und er war unfähig, sich dagegen zu wehren.

Plötzlich erscholl hinter ihnen ein gellender Schrei.

Hayworthy und von Schmid fuhren in einer beinahe synchronen Bewegung herum.

Auf der anderen Seite der Halle, dicht neben der Treppe, über die sie hier herabgekommen waren, war eine Tür aufgegangen, und ein weiterer Drachenkrieger hatte den Saal betreten. Einen Moment lang stand er erstarrt vor Schrecken da, als er sich statt seiner Kameraden fünfzehn weißgekleideten Tempelrittern gegenüberstand, aber die Überraschung währte nur eine halbe Sekunde. Dann zuckte seine Hand zur Waffe.

Er führte die Bewegung nie zu Ende.

Es ging unglaublich schnell, und trotzdem sah Rupert Hayworthy jede noch so winzige Einzelheit mit beinahe übernatürlicher Klarheit.

Die drei Templer, die der Tür am nächsten standen, hoben ihre Schwerter und drangen auf den Schwarzgekleideten ein, aber auch sie erreichten ihn nicht, denn in diesem Moment ließ Herzog Botho seine Waffe fallen und streckte beide Hände nach dem Drachenkrieger aus. Ein kehliger Schrei kam über seine Lippen. Hayworthy glaubte, die vernichtenden Energien wie einen Hauch der Hölle zu spüren, die der Animal-Master auf den Drachenkrieger schleuderte.

Für den tausendstel Teil einer Sekunde schien sein Körper von innen heraus aufzuglühen, dann brach ein unglaublich helles, gleißendes Licht aus ihm hervor und riß ihn auseinander.

Und irgend etwas in Hayworthy stieß einen gellenden Triumphschrei aus.

Rupert Hayworthy schloß mit entsetztem Stöhnen die Augen und wandte sich ab. Aber das Bild des zerrissenen Drachenkriegers blieb vor seinem inneren Auge bestehen.

Dies und der Ausdruck des Triumphes in Botho von Schmids Augen.

»Bruder Jean«, flüsterte er entsetzt, »was hast du uns angetan?«

Aber dann wurde das dunkle Etwas in ihm noch stärker, griff nach seinem Bewußtsein und fegte auch diesen Gedanken davon.

Für immer.

* * *

Necron wechselte kein Wort mehr mit mir, bis wir seinen Thronsaal erreicht hatten, aber sein und das Benehmen seiner beiden Begleiter ließen keinen Zweifel an der Tatsache, daß ich nun wirklich sein Gefangener war. Ich hatte ein paarmal versucht, den Grund für diesen plötzlichen Sinneswandel von ihm zu erfragen, aber ich hatte keine Antwort bekommen.

Nicht, daß ich ihn mir nicht denken konnte. Necron mußte Priscyllas Verschwinden bemerkt haben. Und es gehörte sicherlich nicht allzu viel Phantasie dazu, sich auszurechnen, wo er sie finden konnte. Der arme Bursche mußte reichlich frustriert gewesen sein, mich nicht in flagranti erwischt zu haben.

Warum das allerdings so war, konnte ich mir in diesem Moment wohl am allerwenigsten erklären. Priscyllas so spurloses Verschwinden war mir schlichtweg rätselhaft. Und ich war auch nicht sehr sicher, ob ich die Erklärung dafür wirklich wissen wollte. Wenn es Priscylla gelang, binnen einer einzigen Sekunde aus einem vollkommen verschlossenen Zimmer zu verschwinden, dann mußte sie in dem Jahr, in dem wir uns nicht gesehen hatten, eine Menge Dinge gelernt haben. Dinge, vor denen selbst ich mich fürchtete.

Wir erreichten den Thronsaal, wo sich uns ein weiteres halbes Dutzend schwarzvermummter Krieger anschloß, aber wir blieben nicht dort, sondern gingen weiter, bis wir die Halle erreichten, in der Necron am Nachmittag Priscylla erweckt und mir sein verrücktes Angebot gemacht hatte.

Sie war nicht leer. Mehrere Dutzend Fackeln verbreiteten rotes Licht, und am Fuße der schwarzen Empore, auf der die beiden gläsernen Särge standen, hielten sich gute zwei Dutzend weiterer Drachenkrieger auf.

Zusammen mit Shadow und Sitting Bull.

Auf dem Gesicht der El-o-hym erschien ein erschrockener Ausdruck, als sie mich erblickte, wie ich zwischen Necrons Männern einherstolperte, halbnackt und mehr von den schwarzvermummten Kriegern gestoßen, als aus eigenem Antrieb gehend.

Necron machte eine befehlende Geste, und einer seiner Männer antwortete mit einem groben Stoß zwischen meine Schulterblätter darauf, der mich haltlos nach vorne stolpern und direkt vor Shadows Füße auf Hände und Knie herabfallen ließ. Mühsam rappelte ich mich auf, warf dem Drachenkrieger einen arsengetränkten Blick zu und wandte mich an Shadow.

»Was ist geschehen, Robert?« fragte Shadow.

»Dasselbe wollte ich dich gerade fragen«, gab ich zurück. »Wieso seid ihr hier?«

»Vielleicht kann ich diese Frage beantworten?« sagte Necron.

Ich drehte mich herum und blickte ihn ärgerlich an. »Das wäre außerordentlich zuvorkommend von Ihnen«, sagte ich böse. »Oder ist das Ihre normale Art, Gäste zu behandeln?«

Necron verzog abfällig die Lippen. »Mitnichten, mein lieber Robert. Aber normalerweise habe ich auch keine Gäste, die mich hintergehen.« Er brach ab, starrte der Reihe nach Sitting Bull, Shadow und schließlich mich an und machte eine zornige Handbewegung, als ich abermals zu einer Antwort ansetzte.

»Sparen Sie sich die Mühe, Ihre Unwissenheit zu beteuern«, sagte er wütend. »Ich habe Ihnen ein Angebot gemacht, jedem einzelnen von Ihnen, und ich habe es ehrlich gemeint. Aber irgendeiner von euch hat mich betrogen.« Er schürzte die Lippen, trat einen Schritt auf Shadow zu und blickte sie herausfordernd an.

»Wenn man nicht im allgemeinen sagte, daß Engel niemals lügen, würde ich sofort auf Sie tippen, meine Liebe«, sagte er höhnisch. »Aber möglicherweise täusche ich mich ja.«

»Verdammt nochmal – was soll das?« fauchte ich. Ich verstand überhaupt nichts mehr. Und genau das sagte ich ihm auch.

Necron seufzte. »Bitte. Wenn Sie belieben, Spielchen zu spielen...« Er deutete auf die beiden gläsernen Särge über uns. »Irgend jemand hat im Laufe der Nacht diesen Raum betreten und meinen Gefangenen befreit«, sagte er.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff.

»Shannon?« murmelte ich. »Er ist...«

»Er ist wach, Robert«, sagte Shadow leise.

Necron nickte wütend. »Genau. Und ich glaube, ich täusche mich nicht, wenn ich den Verantwortlichen dafür unter Ihnen vermute.«

»Sie sind verrückt, Necron«, antwortete ich. »Wie hätten wir das wohl bewerkstelligen sollen? Wir waren eingeschlossen! Und bewacht von Ihren Prügelknaben!«

Necron seufzte. »Spielen Sie doch nicht den Narren, Craven«, sagte er. »Aber bitte – wenn es Ihnen Freude macht. Machen wir ein Spielchen, das Sie sicher noch aus Ihrer Schulzeit kennen.« Er lächelte, aber es wirkte nicht besonders humorvoll. »Ich will wissen, wer Shannon erweckt hat. Und wo er ist. Stellt sich der Schuldige freiwillig, wird er bestraft, und den anderen geschieht nichts. Schweigt er, töte ich sie alle drei. Alle vier, besser gesagt«, fügte er mit einem süffisanten Grinsen in meine Richtung hinzu. »Wir wollen Ihre geschätzte Verlobte nicht vergessen, Robert.«

»Das wagen Sie nicht!« keuchte ich.

»Nein?« fragte Necron harmlos. »Und was sollte mich daran hindern? Oder wer, besser gesagt? Ich glaube nicht, daß –

Weiter kam er nicht. Draußen auf dem Gang erscholl ein lautstarkes Gebrüll, Metall klirrte, und plötzlich wurde die Tür so heftig aufgestoßen, daß Necron mitten im Wort abbrach und herumfuhr. Ein Drachenkrieger stolperte herein, fiel zwei Schritte vor ihm auf die Knie und senkte den Kopf. Sein Atem ging so schnell, als wäre er eine Meile aus Leibeskräften gerannt.

»Was fällt dir ein, Kerl?« fauchte Necron. »Wer hat dir erlaubt, hier einzudringen?«

»Feinde, Herr!« keuchte der Drachenkrieger. Er sah auf. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. »Es sind Feinde im Kastell!«

Necron erstarrte. Eine Sekunde lang starrte er den Boten ungläubig an, dann schrie er auf, packte ihn an der Schulter und riß ihn grob in die Höhe. »Was sagst du da?« brüllte er. »Bist du von Sinnen? Das ist unmöglich!«

»Aber es ist wahr, Herr!« wimmerte der Krieger. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!«

»Was hast du gesehen?!« schrie Necron.

»Das Kastell!« keuchte der Mann. Necron hatte ihn so fest gepackt, daß er kaum mehr atmen konnte. »Es... es ist gefallen. Sie sind alle tot. Ich wäre es auch, hätten sie mich bemerkt, aber ich konnte mich verbergen. Ihr... Ihr müßt Alarm geben, Herr.

Die Drachenburg wird angegriffen!«

E N D E

des 1. Teiles

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ein gewaltiges Heer war vor der Drachenburg aufmarschiert.

Necron wußte es, aber er sorgte sich nicht.

Eine El-o-hym hielt sich in den Mauern der Burg auf – ein Wesen, dessen Macht der eines Gottes gleichkam.

Necron lachte nur über sie.

Shannon, der abtrünnige Drachenkrieger, war Necrons Bann entkommen und bereitete seine Rache vor.

Necron kümmerte es nicht.

Denn wie konnte ihm irgendein Wesen auch nur gefährlich werden – mit dieser Waffe, die er sein eigen nannte? Und deren vernichtende Gewalten er nun entfesselte, um uns alle zu töten...

Buch der tausend Tode